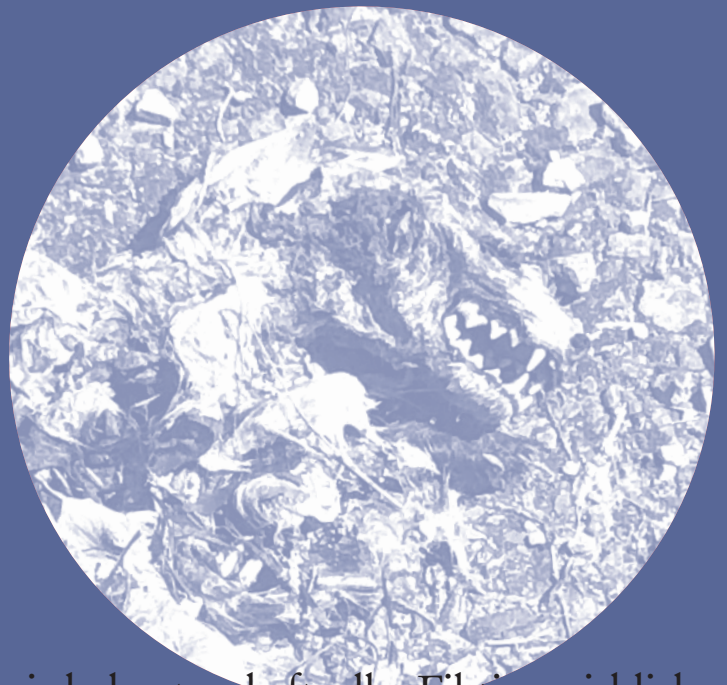


Nº 92 Herbst 2025
Euro 10,-

Streifzüge



Alles Wirkliche wird phantomhaft, alles Fiktive wirklich.

Günther Anders

INHALTSVERZEICHNIS

EMMERICH NYIKOS	3
Fixierung auf die Gegenwart	
FRANZ SCHANDL	5
Der ehrliche Lügner	
NIKOLAUS DIMMEL	14
Debunking Voodoo Economics	
MARIA WÖFLINGSEDER	17
Sind wir noch bei Trost?	
FRANZ SCHANDL	22
Dasein als Fortsein	
HERMANN ENGSTER	28
Unvergleichbares vergleichen	
EMMERICH NYIKOS	31
Auf dem Weg ins dysfunktionale Absurde	
FABIO VIGHI	38
Unverwertbar	
HERMANN ENGSTER	40
Ophelia, Männerbeute	
FRANZ SCHANDL	46
Die Nichtung der Leugner	
PETRA ZIEGLER	48
Hunger	

Wer kriegsstüchtig werden will, muss kriegsstüchtig machen. Genau auf dieser Ebene verläuft die aktuelle Frontpropaganda, eingepackt freilich in all den üblichen wie üblen Phrasen von Freiheit und Demokratie, von Wert und Werten. Aggressives Wiederholen ist Usus und dumpfes Nachplappern Pflicht.

So richtig verfangen will die Propaganda indes nicht, auch wenn Staatsfernsehen und Printmedien nichts anderes betreiben. Das berechnete Unbehagen dringt freilich weniger zur Kritik vor, als dass es sich oftmals im Ressentiment verheddert. Nutznießer dieses Unmuts sind dann Kräfte wie FPÖ und AfD. Nennenswerte Aktivitäten gegen die drohenden Eskalationen halten sich dagegen derzeit in schmalen Grenzen. Eine apathische Gesellschaft sieht im Fernsehen ihrem Untergang zu und kotzt sich in asozialen Medien aus. Was passiert, ist schwer vorzusagen, dass etwas passiert, sollte jedoch mit Sicherheit angenommen werden. Es fragt sich nur, wo und wann und wie der Komplex der multiplen Krisen nicht mehr bloß expandiert, sondern explodiert.

+ + +

Noch was: Unser Kontoname und unsere Kontonummer haben sich nicht verändert, sie stimmen, siehe Seite 47. Was 30 Jahre funktionierte, wurde in den letzten Wochen durch die neuen EU-Richtlinien für Banküberweisungen in mancherlei Hinsicht auf die Probe gestellt. Unverträgliches und Unfähiges geben sich in Brüssel stets die Hand. Aber wichtiger ist: Das Budget der *Streifzüge* ist absolut lächerlich, das geschätzte Publikum sollte dem zumindest in Spurenelementen entgegenwirken. Wenn es uns geben soll, müsst ihr uns was geben. Seid so lieb!

Franz Schandl

Emmerich Nyikos

Fixierung auf die Gegenwart. Hypothesen zum historischen Stillstand

I.

Die Fixierung auf die Gegenwart, d.h. die Tendenz, den aktuellen *Moment* als Kriterium und Bezugspunkt des Handelns zu setzen, die Praxis daher auf das Gegebene hin auszurichten und so die Dinge immer nur aus der Perspektive des Status quo zu betrachten, ist der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer post-modernen Fassung immanent, genauer: eine direkte Konsequenz der kapitalistischen Produktionsweise selbst. Denn erstens ist das Kapital, als die zentrale Instanz der Gesellschaft, aufgrund des Modus Operandi der Sphäre der Produktion, auf die *augenblickliche* Profitmaximierung fixiert und muss es auch sein, denn wenn nicht, dann droht der Untergang einer jeden aparten Kapitalentität: sei es bedingt durch die klassische Preis-Konkurrenz (die Konkurrenz der Firmen), sei es dadurch, dass sich, im Rahmen der monopolinduzierten Rivalität (der Konkurrenz auf der Ebene des Aktionärseigentums), die Aktionäre oder, a fortiori, die Kapitalsammelstellen wie Blackrock, wenn der Profit auszubleiben droht, kurzerhand zurückziehen und ihr Geldkapital woanders platzieren; sei es schließlich, dass ein Weiterdenken über den Augenblick hinaus schon dadurch be- oder verhindert wird, dass sich die Rahmenbedingungen des kapitalistischen Operierens infolge der privaten Verfasstheit des Systems (des Privateigentums an den Produktionsinstrumenten) nicht kontrollieren lassen – der Horizont ist demnach notwendigerweise beschränkt, wobei das Futurum, wenn es dann doch ins Spiel kommen sollte, sich stets auf das Präsens bezieht.

II.

Dieses Muster nun, die Dominanz des Augenblicks, konnte sich in der gesamten Gesellschaft ungehemmt verbreiten, sobald diese Gesellschaft dahin gelangte, auf breiter Front kapitalkonform zu agieren (nämlich nur mehr als Konglomerat von *monetären* Akteuren), sobald also die Gegentendenzen dazu glücklich eliminiert worden waren: der Kontrapunkt der Arbeiterklasse, die in einem historischen Prozess assimiliert und integriert worden ist, genauer gesagt, auf der Basis der „Staatsaktivität“ in der Nachkriegsepoche, auf die hier nicht näher einzugehen ist. Denn einerseits wurde der *Impetus*, die Dinge radikal neu zu gestalten (die unerträgliche Lebenslage der unteren Klassen), durch die Stabilität der Konjunktur sowie das steigende Lebensniveau (Lohnsteigerungen und reduzierte Arbeitszeiten: „Konsum“ und „Freizeit“) neutralisiert; andererseits wurde zugleich das *Instrument* dieser Veränderung (die explizite Organisation als bewusst operierende Klasse) unterhöhlt und zersetzt, indem die Fabrik nach und nach aus dem Lebenszentrum rückte (und zwar aus denselben Gründen), während das Private die Oberhand gewann. Die Fabrik ist nun aber, infolge der Zusammenballung von Arbeitermassen auf engstem Raum und aufgrund der durch den Arbeitsprozess, insbesondere die Maschinerie, aufoktroierten *kollektiven* und *kooperativen* Arbeitsweise, die reale Basis dafür gewesen, dass ein bewusster Zusammenschluss überhaupt hatte stattfinden können, ein Zusammenschluss innerhalb der Fabrik (Gewerkschaften), der sich dann nahtlos außerhalb der Fabrikmauern fortsetzen sollte (politische Formationen). Zugleich wurde dadurch der *Theorie der Transformation der Gesellschaft*, die mit den realen Lebensverhältnissen der Arbeiterklasse

insofern kongruent war und daher von ihr zwanglos übernommen werden konnte, als die Essenz dieser theoretischen Konstruktion (die Neuorganisation der Gesellschaft auf der Basis der Assoziation und des Gemeineigentums als Konsequenz immanenter historischer Tendenzen des Kapital-systems selbst) genau dieser *kollektiven* Verfasstheit der Arbeiterklasse entsprach, der Boden unter den Füßen entzogen – sie schwebt seitdem in der Luft. Dieser *moralischen* Dissolution der Arbeiterklasse sollte dann obendrein noch ihr *physisches* Ableben folgen – als Konsequenz der fortschreitenden Automatisierung der Produktion.

III.

Die daraus sich ergebende Fragmentierung und Atomisierung der Gesellschaft – ihre Vermittelklassung, wenn man so will, die darin besteht, dass die Subjekte jetzt wesentlich nur mehr private *Geldakteure* sind (Konsumenten) –, wobei die „Freizeit“ der Raum ist, wo diese Atomisierung ihren Extrempunkt erreicht, war dann, infolge des Umstands, dass man sich gleichsam in einem isolierten Käfig eingesargt fand, letztendlich der fruchtbare Boden dafür, dass sich das Muster der Fixierung auf die Gegenwart in der gesamten Gesellschaft durchsetzen konnte: Atomisiert, wie man ist, kann man ohnehin nur mehr sich auf das, was hier und jetzt ist, konzentrieren, auf das Unmittelbare, was zur Folge hat, dass sich der Horizont flächendeckend auf die Gegenwart eingeengt hat.

IV.

In der Gegenwart nun ist alles *gleichzeitig* da, in ihr gibt es keine *Prozesse*; ja noch mehr: vom Standpunkt der Gegenwart aus folgt der eine Moment jeweils dem andern und auf diesen dann wieder der nächste: Die eine Gegenwart löst nur die andere ab, ohne dass sie als Momente eines Prozesses erscheinen. Die Gleichzeitigkeit wird so zum dominanten Prinzip, das die Wahrnehmung und das Denken der Gesellschaft beherrscht. Diese Dominanz der Gleichzeitigkeit wird dann noch untermauert durch spezifische Umstände, in die das Alltagsleben eingefügt ist: Im Supermarkt, der perfekten Gegenwart, ist alles gleichzeitig da, der Prozess, der vom Rohstoff zur Konsumtion führt, ist dort radikal ausgelöscht, während da, wo die Subjekte tätig sind, man es auch meist nur mit repetitiven Akten zu tun hat, die aufeinanderfolgen, aber nicht in einer prozessualen Sequenz. Dies wird noch dadurch akzentuiert, dass fast alles *in-*

stant ist, ohne dass man sich um die Herstellung groß kümmern müsste: der Kaffee auf Knopfdruck aus der Maschine, die Information aus dem Computer (ChatGPT) oder der Clip und der Chat aus dem Smartphone (Whatsapp), während die Musik, aus welchem Gerät es auch sei, schon nicht mehr durch die Fernbedienung, sondern durch den „Sprachbefehl“ in Gang gesetzt wird. Alles ist augenblicklich vorhanden, der Prozessablauf ist verschwunden und fällt damit unweigerlich aus dem Fokus heraus.

V.

Dieser Umstand nun, dass nur mehr die Gegenwart zählt, sich der Blickwinkel somit auf den Punkt des gleichzeitig Gegebenen einengt, wodurch der *Prozess* oder das *Werden* notwendigerweise aus dem Blickfeld gerät, hat dann aber auch Konsequenzen, die die spezifischen Formen des Denkens und seine Orientierung betreffen: Es wird *punktuell*, *linear* und *mechanisch*, wobei die Innenperspektive (als Konsequenz der Konzentration auf den Punkt des Hier und des Jetzt) den Blick aus der Distanz auf das Ganze unmöglich macht, der Kontext aus dem Gesichtskreis herausfällt, scheinbare Zusammenhänge an die Stelle der funktionalen treten, die Komplexität auf lineare Simplizität (Eindimensionalität) reduziert, die Realität auf Oberflächenphänomene verkürzt, und die Korrelation, das Zusammentreffen, als Kausalität interpretiert wird, kurz: Das Denken „verwildert“. – Und das gilt auch und vor allem für die „Wissenschaft“.

VI.

Man kann sich leicht denken, dass das nicht folgenlos bleibt: Hat die Fixierung auf die Gegenwart den Effekt, dass man sich innerhalb der gegebenen Ordnung endlos im Kreis dreht, so zementiert das punktuelle, lineare und mechanische Denken dann dadurch noch diesen Stillstand, dass es das Begreifen der Notwendigkeit einer historischen Neuorientierung – als Konsequenz immanenter Tendenzen des Kapital-systems selbst – faktisch unmöglich macht.

Franz Schandl

Der ehrliche Lügner

Von einem, der nichts kaschiert, aber alles faschiert

Gibt es einen Grund, noch einen Essay über Donald Trump zu schreiben? Wäre man mit dem Gesagten halbwegs zufrieden, dann eigentlich nicht. Indes, dem ist nicht so. Warum folgen also Millionen wie gebannt seinen Auftritten und Ausritten, sind schwer begeistert oder tief bestürzt? Keine Gründe kann es nicht geben. Natürlich kann man über Trump zu Recht lachen, ihn verspotten. Doch in Relation lachen zu wenige laut mit, sodass den Spöttern immer mehr das Lachen vergeht. Er mag ja ein Lügner, Sexist, Rassist, Gewaltmensch, Idiot sein, es tangiert nicht. Das ist das eigentlich Frappierende, doch überraschen sollte es nicht. Es passt in diese Zeit und vor allem in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das in der kapitalistischen Entwicklung am weitesten fortgeschritten ist. So einer musste kommen. Nun ist er da.

Erfrischend und erschreckend

Donald Trump ist ein in die Politik transferierter Entertainer, einer, der die Lüge zur absoluten Transparenz geführt hat. Wer so lügt, lügt richtig. Da wird nichts kaschiert, da werden alle und alles faschiert. Doch lügt einer, der so offensichtlich lügt? Durch seine Lügen macht er jedenfalls kenntlich, was ist. Kenntlicher als seine Kontrahenten, die weiterhin die Verlogenheit pflegen und zu vertuschen versuchen. Trump tut das nicht. Da ist kein Maskieren mehr. Maske und Gesicht sind eins. Trump ist also ehrlicher, und zwar, weil er so offensichtlich lügt. Das ist vielen, die inzwischen seine Anhänger sind, lieber als die liberale Verlogenheit, das Gesudere, das Geeiere, die obligate Phrasendrescherei, wo eins das Gefühl hat, laufend angeschmettert zu werden. Das hat man bei Trump nicht. Damit hat er aufgeräumt und das ist, bei aller Bedrohung, durchaus erfrischend, so erschreckend die Inhalte dieses Treibens auch sind.

Diese Offenheit tut gut am Maskenball der Politik. Die Performance karikiert sich selbst, ist zu einer absurden Farce geworden. Doch die Farce ist, wenn auch *formal* eine Reality-Show, so doch *real*.

Anstatt dass der Inhalt abstößt, zieht die Form an. Es fasziniert weniger, was er sagt, sondern was er und wie er es darstellt. Dass die traditionelle Form der „Politik“ am Ende ist, spürt er und er lässt es spüren. Ob er das weiß, er dabei abgefeimt ist oder naiv, ist sekundär. Es kommt auf jeden Fall an und es wird goutiert. Kurzum, sie wählen und verehren ihn nicht, obwohl er so ist, sondern *weil* er so ist. Das erscheint tatsächlich als eine *andere* Politik. Nicht als das leere Gerede von Wechsel und Wende oder dergleichen. Was viele vor ihm versprochen und scheiterten, das setzt er in seiner verqueren Art um oder besser: er führt es samt sich auf. Sein antiaufklärerisches Agieren ist auf eigenartige Weise aufklärerischer (auch über sich!) als der liberale Doublespeak konventioneller Kommunikation. Da geht es zu Sache. Directly from my arse to you. Trump tritt als der auf, der er ist. Indes, wer andauernd den Arsch zeigt, verarscht nicht mehr.

Endlich einer, der sich gar nichts mehr scheißt – und somit auch nicht bescheißt. Das Publikum, vorab so zugerichtet, kann nur noch applaudieren. Es ist synchronisiert. Trump ist es zweifellos gelungen, den formatierten, aber demobilisierten Mob wieder zu remobilisieren. Es handelt sich keineswegs um eine betrogene Wählerschaft, die von Trump in den Hinterhalt gelockt wird. Diese ist so. Seine Anhänger haben den Trump, den sie sich verdient haben. Das ist natürlich kein Trost. Im Gegenteil. „Da die Masse betreffs des Wahren oder

Falschen nicht im Zweifel ist und dabei das Bewusstsein ihrer großen Kraft hat, ist sie ebenso intolerant wie autoritätsgläubig. Sie respektiert die Kraft und lässt sich von der Güte, die für sie nur eine Art von Schwäche bedeutet, nur mäßig beeinflussen. Was sie von ihren Helden verlangt, ist Stärke, selbst Gewalttätigkeit. Sie will beherrscht und unterdrückt werden und ihren Herren fürchten.“ (Sigmund Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), Studienausgabe, Band IX, Frankfurt am Main 2000, S. 73) Nur in einem Führer kommen jene zu sich, die sich selbst fremd sind. Einen Führer brauchen jene, die sich nicht auskennen, aber genau wissen, wo es lang geht. Ignoranz und Selbstsicherheit sind eins geworden. Dummheit wird zur Kraft. Als notorische Größe ist Dummheit doch nichts anderes als das ständige Hereinfallen auf den Schein der Welt. Stimmung. Einstimmung. Übereinstimmung.

Aber aufgepasst! Trumps Wähler fallen nicht wirklich auf die Lügen hinein, die ihnen aufgetischt werden. Trumps Lügen zu durchschauen, dazu ist keine intellektuelle Potenz nötig, ein Quäntchen Intelligenz reicht. Lüge und Wahrheit sind auch nicht das Kriterium des Publikums. Es ist vielmehr die Ergriffenheit des Banalen und Groben, die anspricht. Autoritäre Persönlichkeiten funktionieren so, sie sind auf das gemeine Spiel von *Fan und Führer* festgelegt, festgezurret durch eherne Projektionen. Der Identifikationsgrad der Trump-Wähler mit ihrem Idol ist größer als dieser es je gewesen ist, als sie in Vergangenheit noch für die alten Republikaner oder auch die Demokraten votierten. Die Stimmen haben also hohe Substanz, sind weniger zufällig, als gemeinhin angenommen wird. Dieses „Wir“ wählt nicht das kleinere Übel, es verleiht sich durch sein Votum ausdrücklich Ausdruck: „Wir wollen, und wie wir wollen!“

Bei Trump geht es nicht vorrangig um Tarnen und Täuschen, sondern um Drohen, Beleidigen, Schikanieren, Demütigen, Erpressen. Gegner werden als Feinde vorgeführt, werden verhöhnt und verbal erledigt. Da ist der Demagoge in seinem Element. Und dieses Element ist das Leid, das durch systematische Beleidigung den inkriminierten Gruppen und ihren Exponenten zugefügt wird. Leidenschaft besteht darin, dass er andere leiden lässt. Daran erbauen sich seine Fans. Meute will Beute. Das Publikum beginnt zu johlen und zu stampfen, demonstriert damit, wie es beisammen ist. Der Begriff Starmania beschreibt dieses Treiben ganz gut. Ja, es ist eine Manie und Fans neigen zu Tobsucht

und Ausschreitung, wenn Herde zur Horde wird. Fans sind potenzielle Hooligans. Im absoluten Gefühl geht jedes andere Gefühl verloren. Blinde Hingabe bedingt totale Hinnahme. Ambivalenz hat keinen Platz. Spüren verliert sich im Spüren. Der elitäre Trump scheint ihnen unheimlich nahe. Wie ein *außergewöhnlich gewöhnlicher* großer Bruder. Er ist einer von uns. Gerade er verkörpert für sie den Abschied von der Abgehobenheit traditioneller Politik.

Zunehmend fallen beim Leiden Wirkung und Erkennung auseinander, sie müssen oft, so paradox das klingt, erst durch Erklärung zusammengefügt werden. Die schlichte Erfahrung ist alles andere als hilfreich oder gar untrüglich. Verrohte Bürger blenden eigenes wie fremdes Leiden weitgehend aus, und das ist einerseits verständlich, denn sonst wäre das Leben wohl nicht auszuhalten. Andererseits verstellt dieser mentale Missstand die Möglichkeit, Leid adäquat zu erfassen, es zu kritisieren oder gar dagegen vorzugehen. Die akklamierte Inszenierung des Populisten verweist auf die Pathologie der Gesellschaft. Trumps Massenpublikum suhlt sich in Schadenfreude und Spott. Wenn sie bei ihm sind, sind sie bei sich. Sie sind nicht nur für ihn, sie sind mit ihm. Sie gehen mit ihm, wenn nötig bis zum Putsch.

Masse gibt es der Form nach in zwei Aggregaten: als Herde und als Horde. Geht es bei der Herde ums *Bravsein*, so geht es bei der Horde um das *Mobilisierbar sein*. Ohne Massen wären solche Führer nämlich nichts. Sie schöpfen Kraft aus denen, die aus ihnen Kraft schöpfen: „Ich bin weil du bist“, ist das unselige Einmaleins von Fan und Führer. Es ist bedingungslose Gewissheit. Beiderseits. Seine Rede ist ihre Offenbarung. Es ist einmal mehr der Glaube, der diese Zwerge versetzt. Reflexion wird negiert, sistiert, ja liquidiert. Reflex ersetzt Reflexion. Das Publikum regrediert zur Glaubensgemeinschaft. Wird eins, fühlt sich erhöht und aufgehoben, ja anerkannt und verstanden. Egal, was er sagt, er sagt genau, was wir denken. Als Fan hat man zu glauben oder dranzuglauben, im Falle eigenbrötlerischer Anwandlungen wird man aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Das Oben und Unten dieser populistischen Einheit kennt freilich eine entscheidende Differenz. Nur das Unten identifiziert sich mit den Oben. Die Oberen erkennen die Unteren nur als Gläubige und Rekruten an. Ihre Achtung der Anhängerschaft hält sich jedoch in Grenzen.

Gläubige indes machen jede Wendung mit, sie sind nicht überzeugt, sondern zugehörig, letztlich *hörig*. Das Individuum ist in solchen Abläufen nicht mehr präsent. Trumps Anhänger sind im wahrsten Sinne des Wortes: gläubig, ergeben, unterwürfig. Das Religiöse ist offensichtlich. Er ist ihr TV- und Netzprediger. Sie lechzen nach ihm. Aufpassen muss er bloß, wenn es zu stark viral geht, dann läuft der Motor irgendwann einmal leer und das Lärmen ist nur noch als Heulen vernehmbar.

Repertoire und Rezeption

Von des Iraks Massenvernichtungswaffen bis hin zu Scharpings Hufeisenplan, die Lüge war immer probates Mittel der Politik, doch Donald Trump hat sie durch rücksichtslose Verwendung upgegradet. Lüge wird von einem variablen Prinzip zur obsessiven Passion. Nicht zuletzt aufgrund ihrer Dramaturgie soll sie überzeugen. Das heißt nun aber nicht, dass Trump sein Repertoire auf die Lüge reduziert. Im Gegenteil, er hat dieses um bisher ungenutzte Potenzen erweitert. Neu ist die Komposition verschiedenster Elemente und die blanke Unbekümmertheit. Die Lüge entfaltet bei Trump ihre ganze dialektische Potenz. Trumps Arsenal ist diverser und direkter als das seiner Gegner. Lüge, Wahrheit, Halbwahrheit, selektive Wahrnehmung, Verdrehung, Fälschung, Missinterpretation – alles ist erlaubt, und alles hat er in seinem Fundus. Er wirkt da fitter als all diese gecoachten Performances-Fratzen, denen man ansieht und anhört, woher ihre Bausteine stammen, welche Kopie der Kopie sie sind. Außer bei den bereits zerfallenden Regimentern der letzten Politikunverdrossenen haben sie keinen Trumpf mehr. Sie sind belästigend, Trump ist belustigend. Fünf zu Null für den Entertainer.

Donald Trump ist zweifellos eines dieser Naturtalente kapitalistischen Kommerzes, ein Conférencier gemeingefährlichen Unsinn. Die Identifikation mit dem Aggressor ist stärker als jeder Widerstand gegen die Aggression. Das gilt vor allem auch für die soziale Ebene. Es ist ziemlich ausgemacht, dass die, die seinen Kahlschlag am meisten zu fürchten haben und zu spüren bekommen, ihn trotzdem wählen oder vielleicht sogar *deshalb*. Nicht einmal bewusst selbstverletzendes Verhalten ist bei den autoritätsfixierten Fans ausgeschlossen. Die mögen sich selbst nicht mehr als ihre Feinde. In solch einem Szenario mentaler Leere und Gleichgültigkeit wirken Selbstherrlichkeit und Attitüde des Führers unheimlich attraktiv. Je obszöner, desto geiler. Was hat man sonst, um sich

aufzubauen? „Je dichter das Netz der Vergesellschaftung geflochten und womöglich ihnen über den Kopf geworfen ist, desto weniger vermögen ihre Wünsche, Intentionen, Urteile ihm zu ent-schlüpfen. Gefahr ist, dass das Publikum, wenn man es animiert, seinen Willen kundzutun, womöglich noch mehr das will, was ihm ohnehin aufgezwungen wird. Damit das sich ändere, müsste erst die stillschweigende Identifikation mit dem übermächtig Verfügbaren unterbrochen, müsste das schwache Ich gekräftigt werden, das es soviel bequemer hat, wenn es sich unterwirft, und man wird vergebens nach denen suchen, die unter den gegebenen Verhältnissen das möchten und die Macht dazu hätten.“ (Theodor W. Adorno, Kann das Publikum wollen? (1963), Gesammelte Schriften 20.1, Frankfurt am Main 1997, S. 343)

Bei alledem wirkt Trump authentisch und echt. In jeder Hinsicht verhaltensoriginell. Was er sagt, geht viral. Man weiß, wie man dran ist. Nichts ist ihm peinlich, und daher kann ihm auch nichts mehr peinlich werden. Es gibt keine Schranken der Scham. Sie ist nicht bloß aus taktischen Überlegungen sistiert, sie wird rigoros negiert. Es hat sogar ein Vorzeichenwechsel stattgefunden. Aus negativ wird positiv. Das mag fragil sein und ist in der ersten Präsidentschaftsperiode auch nicht immer so aufgegangen wie in der zweiten. Da ist einer nun tatsächlich immun. Anders etwa als Frank Stronach, ein verwandter Typ, der in Österreich 2014–2016 eine ähnliche Nummer abziehen wollte, die allerdings schnell zur Lachnummer mutierte. Nicht verschwiegen werden sollte aber, dass der austrokanadische Oligarch zwischenzeitlich fast 30 Prozent in den Meinungsumfragen erzielte. Es gibt also genügend Nährstoff in den westlichen Demokratien. Diese Entwicklung ist *in ihr* angelegt. Das Gefühl, dass da einer sagt, was viele so denken und noch mehr spüren, sollte jedenfalls nicht verdrängt, sondern ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt werden. Das Potenzial ist vorhanden, man muss es nur richtig abrufen. Trump 2.0. ist das gelungen. Die populistischen Wahlerfolge sprechen insgesamt für sich. Sie vorrangig einer unfähigen politischen Konkurrenz anzuhängen, dem Konsortium aus Christdemokraten, Sozialdemokraten, Liberaldemokraten und Gründemokraten greift entschieden zu kurz. Die können gar nichts anderes als das, was sie können. Mehr können sie nicht.

>>

Närrische Welt

Der Erkenntnis, dass es in der Politik nicht um Wahrheit und Aufrichtigkeit geht, ist das Trumpsche Universum näher als die Verlogenheit der etablierten Mitte. Trump lügt ja nicht einmal raffiniert. Wozu auch? Es sprudelt nur so aus ihm raus, und es kommt, so ungut es ist, gut an. Ob sie ihm wo drauf- oder dahinterkommen, ist völlig egal, ihn selbst schert dies ohnehin nicht. Zurückhaltung kennt er keine. Er ist ein ehrlicher Lügner, zumindest der ehrlichere. Noch dazu ist die Lüge transparent geworden, sie hat ihre Verlogenheit überwunden. Das macht sie nicht schwächer, sondern stärker.

Die arrivierte Politik wird beschämt und ist wohl auch schwer verärgert, sintemal sie – wo sie ihre Falschheiten aufbereitet – so viel Aufwand treiben muss, will sie sich doch partout nicht erwischen lassen. Und da kommt dann dieser dahergelaufene Milliardär und ist auf solche Tricks überhaupt nicht angewiesen. Ach, die Fotodokumente, die er dem südafrikanischen Präsidenten Ramaphosa unter die Nase hielt, waren ein Fake? Na und? Ist doch so. Und wenn nicht, dann trotzdem. Schwarze meucheln und malträtiert Weiße. Diese Botschaft ist angekommen, selbst Qualitätszeitungen (also Zeitungen bürgerlicher Qual), drucken Artikel Marke „Wo Trump doch recht hat“. Die gefälschten Fotos haben ihren Zweck erfüllt, keine ungefälschten hätten das je geschafft. Er verkündet derlei Übergriffe im Brustton absoluter Überzeugung und entschuldigt sich nie. Es ist die schiere Überzeugungskraft des Präpotenten. Wenn ich es sage, kann es nur stimmen. Steht auch so auf „Truth social“ und wird millionenfach geteilt, geliked, gepostet. Also. Wahrheit ist demnach das, was sich erfolgreich behauptet. Was natürlich nicht stimmt, aber es ist stimmig, weil es der Stimmung entspricht. Daher geht es durch. Der 47. Präsident der Vereinigten Staaten muss also gar nicht täuschen, er behauptet und befiehlt. Das reicht. Das trotzig stampfende Kind ist als mächtigster Mann der Welt zu sich und über uns gekommen.

Je absurder die Meldungen, desto größer sind ihre Chancen, publiziert und multipliziert zu werden. Das Überschreiten roter Linien ist das Programm der neuen US-Regierung. Damit wird Aufmerksamkeit hergestellt und die Medienmaschinen folgen geradezu süchtig wie blindwütig. Sie, die ihn hinrichten wollen, richten sich nach ihm. Alles Unsägliche wird sagbar. Je niederträchtiger, desto titelträchtiger. Am Programm steht die serielle

Provokation als Endlosschleife und Erfolgsrezept. „Die närrische Welt will belogen sein“, lässt Grimmelshausen Simplicissimus sagen. Viele Exponate werden nicht nur getäuscht, sie wollen sich täuschen lassen. Immerzu. Die Potenz liegt in der Masse der Gläubigen und ihrer absoluten Ergriffenheit. Die Frage, ob man lieber getäuscht oder enttäuscht werden will, erledigt sich praktisch von selbst. Berausung ist Ernüchterung vorzuziehen. Der ganze Rummel um Stars und Helden ist daher eine große Inszenierung von Selbsttäuschung, an der aber alle teilnehmen, und nicht bloß als Statisten, sondern als Sich-Selbst-Aufführende auf allen Bühnen des gesellschaftlichen Lebens, das nur noch ein riesiges Spektakel zu sein scheint. Es sind manchmal ganz komplizierte Rollen, die es zu erlernen gilt. Man verwechselt das eigene Leben mit einem großen Erlebnispark, wo es durch Verstellung Gesichter zu wahren gilt.

Bisher galt: Eine Lüge ist nur schlecht, wenn sie schlecht ist. Nunmehr gilt: Es ist die Lüge, die die ungeschminkte Wahrheit erkennen lässt. Die Lüge kann natürlich nicht sagen: Ich bin gegen die Lüge; das wäre gelogen – was aber trotzdem nicht selten der Fall ist. Doch würde sie sagen: Ich bin für die Lüge, würde sie zwar die Wahrheit sprechen, aber ihren Zweck durch diese Aufrichtigkeit desavouieren. So schweigt die Lüge über sich, will sie für voll genommen werden. Im Regelfall muss aber der Lügner die Wahrheit kennen. Eine Lüge muss also vorsätzlich sein, sonst handelt es sich lediglich um einen Irrtum oder eine Unwahrheit. So die klassische Sicht. Derweil, wenn man in einer Parallelwelt voll ideologischer Prämissen gefangen ist, und auf Basis dieser Matrix agiert, was dann? Kennt Trump also Lüge und Wahrheit? Wahrscheinlich schon, aber gelegentlich kommen Zweifel auf, zu erratisch und impulsiv ist sein Handeln, insbesondere sollte man auch die maßlose Eitelkeit des Mannes nicht unterschätzen. Trump verübt keinen Anschlag auf die Wirklichkeit, Trump *ist* der Anschlag der Wirklichkeit. Das muss man sich freilich erst in seiner ganzen Dimension klar machen. Die Diskrepanz zwischen Wahrheit und Lüge scheint immer mehr eingebettet, plattgewalzt.

Aufdeckung am Ende

Trump hat aber auch einiges vor den Vorhang gezogen, was bisher nur hinter den Kulissen stattgefunden hat. Seine groben und primitiven Sager muss man weder heimlich filmen noch abhören, er liefert sie frei Haus. Der investigative Journalismus

ist mit Trump an sein Ende gekommen. Es gibt nichts aufzudecken, wenn das Aufgedeckte von Mehrheiten gedeckt wird. Was soll man da noch skandalisieren, wenn es einerseits sein Publikum nicht interessiert und andererseits Trump seine Bosheiten, Drohungen, Beleidigungen ganz freiwillig absondert, ja offensiv und offenherzig verkündet und die Welt damit beglücken will. „CNN ist Abschaum, die New York Times ist Abschaum, MSNBC ist Abschaum. Das sind schlimme Leute, sie sind krank.“ (Trump am 25.6. laut *Heute* vom 26.6.2025) Etc. Etc.

Es ist hier nicht der Ort, zu multiplizieren, was so wieso permanent multipliziert wird. Der im Weißen Haus gelandete Conférencier wirkt dabei wie auf Drogen, auch wenn er außer zuckerrohrge-süßter Cola wahrscheinlich keine zu sich nimmt. Da ist einer wirklich naturstoned. Frisch von der Leber kommen seine Sprüche, in etwa: „You can do anything (...) Grab'em by the pussy. You can do anything.“ Als Trump diese Epsteinerei 2016 so brühwarm absonderte, war die Empörung groß. Das maskulinistische Universum von Starmania funktioniert aber geradewegs so. Wenn er damit prahlt, so wirkt das nicht abstoßend, sondern anziehend. Obwohl permanent erwischt, wird er nicht überführt, sondern bewundert. Anklagen und Verurteilungen stören auch nicht, sie erhöhen Popularität und Immunität. Vielfach lösen sie Sympathie, ja Ehrfurcht aus, lauter oder stiller Beifall sind die Folge. Sexuelle Entgleisungen können Trump nichts anhaben. Derlei Nutzung gesteht man ihm zu. Die Stormy Daniels soll Ruhe geben, hat eh genug Schweigegeld kassiert. Millionenstrafen wegen Verleumdung steckt er weg wie nichts.

Faktenchecker scheinen bei Trump keine Wirkung entfalten zu können, ihre Checks prallen mehrfach ab, wenn sie nicht gar umgekehrt seine Narrative noch befeuern. Wenn sie Trump widerlegen, poppen sie ihn auf, steigern seine Wirkung. Es wirkt ganz anders als beabsichtigt. Kritik gerät zu Werbung wider Willen. Das ist auch der Grund, dass konventionelle Analyse ihn nur mangelhaft erfassen, da sie von falschen Voraussetzungen ausgehen. Sie unterstellen einen rationalen Konsens, den es so nicht gibt und auch nie gegeben hat, was aber erst jetzt besonders auffällig geworden ist. Doch das Gros der tonangebenden Medien ist blind wie blindwütig. Sie begreifen immer weniger und am wenigsten begreifen sie sich selbst. Anders als die Parteien glauben sie aber noch an sich.

Trump will nun die Medien von der impliziten Selbstfesselung auf einen expliziten Modus der direkten Außenbestimmung umstellen. Dieses Match sollte man aber nicht als „unabhängig“ gegen „abhängig“ betrachten. Das wäre entschieden zu kurz gedacht. Eine solche Sichtweise übersieht vor lauter Varianzen und Nuancen die Grundlagen kulturindustrieller Produktion. Trumps Übergriff auf die „freie“ Presse ist ehrlicher als die Inszenierung des freien Medienmarkts als Freiheit schlechthin. Trump möchte vielmehr die Abhängigkeiten direkt verankern, Zensur soll wieder manifest werden, nicht bloß sich immanent gestalten. Es soll vorab klar sein, was Sache ist; das Personal, die Journalisten sollen sich gar nicht erst einbilden autonom agieren zu dürfen. Trump nimmt ihnen also die Chance zum Selbstbetrug, sagt ihnen klipp und klar, wozu sie taugen. Das könnte zweifelsfrei auch ein Weg zur Selbsterkenntnis sein.

Die Trumpsche Lüge entbehrt fast jeder Kunstfertigkeit. Doch als unbeholfener Lügner erscheint er deswegen gar nicht. Der Grund mag vielleicht darin liegen, dass diese Lüge aufgrund ihrer Evidenz auf Sympathie stößt, mehr als die verlogene-etablierte Schwester, die nicht so leicht zu erkennen ist wie die ehrliche Lüge. Trump gewinnt den Wettbewerb in puncto Aufrichtigkeit. Seine Anhänger fühlen sich nicht gelegt, im Gegenteil, sie fühlen sich gestützt. Sie fühlen sich in seinem Sprachgeflecht, das zweifellos ein derbes Sprechgeflecht ist, eindeutig besser aufgehoben. Er ist wie sie, meinen sie. Nicht ganz zu Unrecht.

Demenz und Antikommunismus

Die ganze Welt ist nicht nur verrückt, sondern auch dement geworden. Das Heute dementiert das Gestern, aber da stets Heute ist, ist das Gestern irrelevant. Man erinnert sich des Gestrigen, geschweige denn des Vorgestrigen kaum noch, irrt geschichtslos durch die Events der Gegenwart. Präsent ist nur das Präsens. Das Kurzzeitgedächtnis der planetarischen Insassen scheint überfordert, ja aufgezehrt zu sein. Es kann das Tempo der Zeit nicht halten und daher die Beeindruckungen kaum noch zu Eindrücken verarbeiten. Die Rasanz der Ereignisse macht das immer unmöglicher. Die kognitiven Schranken sind nicht bloß geistiger, sondern auch technischer Struktur. Wir sind und werden ständig überreizt und aufgeheizt. Was gestern aufregte, ist heute schon belanglos und mor-

gen bereits vergessen. Apathie ist die Folge. Wir merken uns nichts mehr und wir merken auch nichts mehr. Das ist in doppelter Bedeutung zu verstehen, als *merken* im Sinne von Wissen abspeichern als auch als *bemerken* im Sinne von auffallen. Aufregung ist zur pathologischen Größe geworden, sie ist chronisch wie launisch. Nichts mehr kann richtig verdaut werden. Der Stillstand war noch nie so rasend.

Action folgt auf action, und ist diese auch nur simuliert. Trump ist zweifellos einer ihrer Hauptaktionäre. Er treibt damit seinen Kurs in schwindelnde Höhen. Für bisherige Gepflogenheiten hat er bloß Verachtung übrig. Die Demokraten provozieren einen Shutdown. Na und? Schmeissen wir halt die Staatsbediensteten hinaus. Solch Verhalten wäre früher unmöglich gewesen. Hire and fire, wohin wir auch sehen. Trump weiß so auch nicht, was er morgen schon wieder vorhaben oder anstellen wird, er weiß auch nicht mehr, was er gestern noch gesagt hat. Jeder Verweis darauf, erweist sich als hilflos, ja lächerlich. Es interessiert einfach nicht. Man denke an das Tomahawk-Spiel mit Selenskyi: Kriegt er sie oder kriegt er sie nicht? Gerade das Unkontrollierte und Unkontrollierbare erscheint als authentisch und zwar, weil es das ist. Das heißt nun aber nicht, dass die populistische Rechte strategielos wäre. Trumps Eruptionen sind, wenn auch nicht eingeplant, so doch eingebettet. Sie sind Steigerungen, nicht Unterbrechungen. Diverse Kehrtwenden sind auch so betrachtet keine, seien es Trumps Verkündigungen zur Ukraine oder auch zum Gaza-Konflikt. Flott kann das Amikale in eine Vernichtungsphantasie kippen wie umgekehrt. Die Agenda ist Teil der Propaganda, nicht umgekehrt.

So richtig echt scheint bloß sein Antikommunismus, der natürlich alles umschließt, was auch nur entfernt nach Emanzipation duftet. Da bekommt er schon mal Schaum vor dem Mund, wirkt wie eine fuzzende Reinkarnation von Mc-Carthy. Ein Dauerdonnerbalken. Das zeigte sich paradigmatisch beim Mord am rechten Podcaster Charlie Kirk im September 2025, den er sofort der radikalen Linken als Kollektivtäter in die Schuhe geschoben hatte. Detto die Massenproteste („No kings“) gegen ihn im Oktober. In Wahrheit sucht und erfindet er Vorwände, um gegen seine Gegner vorgehen zu können. Die neoliberale Presse assistiert eifrig. „Es könnte sein, dass mit Kirk der letzte rechte Republikaner erschossen wurde, der noch ernsthaft daran geglaubt hat, dass ein Dialog mit

der radikalisierten Linken überhaupt möglich sei“, schreibt Ulf Poschardt in *Die Welt* vom 12. September 2025. Was nun tun mit diesen Typen, fragt der Chefredakteur der deutschen Springer-Gazette, während sein Chief Commander in Washington bereits Antworten hat.

Der Antikommunismus ist nicht nur eine Triebfeder, er ist ein gewaltiger Trieb, der rohe Instinkt der Bürgerlichkeit. Und er ist fiebrig wie die im September vorgenommene Einstufung der amerikanischen „Antifa“ als „terroristische Vereinigung“ demonstriert. Trump schließt hier nicht bloß an die Tradition der amerikanischen Rechten an, er erneuert und verschärft deren Agenda. Links, das sind inzwischen sogar die moderaten Republikaner. Auch der neue New Yorker Bürgermeister Zohran Mamdani ist natürlich ein „Kommunist“. Der Vorwurf „Kommunist“ zu sein, ist jenseits des Atlantiks immer noch *die* Bezeichnung par excellence, nicht nur ein beliebtes Schimpf- und Schmähwort, es ist die ultimative wie kriminalisierende Feindschaftserklärung.

Der Troll mit dem Zoll

Für den Geschäftsmann zählt in erster Linie das, was man gegenwärtig als wirtschaftlichen Erfolg bezeichnet, also die Cash-Macherei. Als marktradikaler Fundamentalist besteht er auch auf der vollständigen Kommerzialisierung des politischen Sektors. Als Pragmatiker ist er ein süchtiger Dealer. Und was jene nicht erledigt, das soll dann die Zolllotterie leisten. Er rechnet wirklich wie ein Milchmädchen: Erhöhen wir die Zölle, steigen auch unsere Gewinne. Sofern ihm kein größerer Unfall oder ein Missgeschick passiert, wird der ehrliche Lügner als Donald, der Zollwütige, in die Geschichte eingehen.

Politik funktioniert für ihn ganz so wie der Markt, stets geht es um einen *Deal*. Putin ist ihm deswegen sympathisch, weil der auch viele Kanonen zum Schießen hat. Dito der nordkoreanische Diktator. Der verdient Respekt, weil er eine Atombombe hat. Sieht nicht nur der eine so wie der andere, sondern inzwischen ist die gesamte Weltpolitik wieder völlig befangen in dieser Logik, kurzum sie steckt fest im hegemonial werdenden Quatsch von Abschreckung und Aufrüstung. So viel Konsens war selten. Motto: Wenn ich dich erschlage, kannst du mich nicht erschlagen. Das ist zwar grundfalsch, aber kurzsichtig immer richtig. Dass es in der Politik um den Schrecken geht, sagt übrigens viel aus über *die* Politik als Formprinzip

moderner Gesellschaften. Der Krieg, das wusste nicht nur Carl von Clausewitz „ist nichts anderes als die Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel“. (Vom Kriege, Auswahl (1827), Stuttgart 1980, S. 329) Die Mischmaschinen sind eingeschaltet, das Tempo ihrer Drehzahl ist hoch und die Rüstungskonzerne erzielen Profite wie nie.

Niemand sollte jedoch behaupten, dass Trump mitunter nicht auch sinnvolle Vorschläge und tragbare (nicht zu verwechseln mit tragfähigen!) Kompromisse präsentiert, die auch explizit nicht ins Standardrepertoire des Wertewesten in Zeiten der Kriegsertüchtigung passen. Den Ukraine-Krieg heizte er bisher weniger an als die NATO-Verbündeten in Europa. Die Unterbrechung der Schächtereien im Nahen Osten ist zweifellos ein Fortschritt, aber er ist auch das Diktat eines Zinnsoldatenspielers, der die Betroffenen wie Figuren auf seinem globalen Schachbrett hin- und herschiebt. Ist er nun ein Mann des Friedens oder ein Mann des Krieges? Alles Mögliche und Unmögliches kann möglich werden. Hauptsache er kann verordnen und befehlen, er also *der Mann* ist, the man of the men!

Vergessen werden soll auch nicht, dass der US-Präsident auf obligat erpresserische Weise die Kosten der europäischen und weltweiten Aufrüstung erhöht, auch wenn da jetzt manche nur das tun, was sie sowieso schon längst gerne getan hätten. Was Menschen in den betroffenen Ländern davon halten, ist dabei irrelevant, außerdem sind sie der öffentlichen Aufrüstungs- und Frontpropaganda ziemlich wehrlos ausgeliefert. Notfalls wird man entsprechende Mehrheiten kulturindustriell züchten und die Leute verheizen. Das funktioniert noch immer und immer wieder. Wenn die Kälber benötigt werden, werden sie zur Schlachtbank laufen.

„Niemand weiß, was ich tun werde“, sagte Trump kurz bevor er im Juni des Jahres 2025 die Bomber in den Iran schickte. Und das stimmt doppelt. D.h. alle anderen wissen es nicht, aber er weiß es auch selbst nicht. Noch dazu, was soll ihn heute interessieren, was er gestern sagte? Er führt nicht bloß andere in die Irre, er irrt selbst herum. Es kommt ihm nicht mehr durcheinander als er selbst ist. Zweifellos, er ist der irre Führer. Nicht nur, aber ziemlich oft. Hat er überhaupt ein Sensorium, Lüge und Wahrheit zu unterscheiden? Nicht, dass Trump zu dumm ist, soll hier behauptet werden,

aber spielt diese Frage überhaupt eine Rolle? Von Gewicht war sie bisher nicht. Seinem Publikum sind Frage wie Antwort nicht elementar. Der Präsident ist jedenfalls ein Feind der Ambivalenz, alles ist einfach und eindeutig. Seine Rhetorik entspricht ganz dem Aufnahmevermögen des Wahlvolkes. Sie passen gut zusammen, sind synchronisiert.

Politiker von der Stange überlegen etwas, bevor sie etwas sagen. Die zentrale Frage dabei ist nicht, was und warum etwas ist, sondern was wie ankommt. Trump hingegen ist schon angekommen. Er stellt nicht einmal mehr neue Fragen. Er weiß vor lauter Antworten keine Fragen mehr. Handeln kommt vor und nach dem Handeln. Gehandelt wird auf jeden Fall. Das Tempo, das der fast Achtzigjährige vorgibt, ist beeindruckend. Unablässig wiederholt und lobt er vor allem sich, damit der Eindruck entsteht, da müsse etwas dran sein. Seine amikal wirkenden Ausführungen sind mehr amüsant als interessant. Man denke bloß an seine weggetretene Rede nach der Verkündung des Waffenstillstands in der Knesset.

Exponenten der Politik werden zusehends verrückter, sie bedienen weniger rationale Interessen denn obskure Ideologien, wovon das unausweichliche Geständnis zur Marktwirtschaft der gemeinsame Nenner aller Irren ist. Steckt der westliche Mainstream in seinem verlogenen Moralismus der Wertevergötzung fest, haben Trump & Co. überhaupt jede Moral entsorgt. Da geht es nur noch um Macht, Geld und Geltung. Keine Umwege mehr. Sagen, was man will. Grönland zum Beispiel. Canada auch und morgen die ganze Welt. „Eroberungssucht ist eine ganz natürliche und weitverbreitete Eigenschaft“, wusste schon Machiavelli. Daher mag Trump auch Putin. Der sieht es ähnlich und mag ihn umgekehrt auch.

Make America great again. MAGA steht für das Programm der Barbarei, mag man es nun Faschismus nennen oder nicht. Es ist eine Dystopie und sie entfaltet sich soeben. Da posiert einer mit seinen smarten Vancy-Boys vor laufender Kamera, aufgestellt wie eine zollwütige Gang, die wilde Drohungen ausstößt und Lösegeld erpresst. Die postende Twitter-Maschine (wobei an seinem X-Gerät zusätzliche Kommentatoren samt KI-Generatoren sitzen müssen) hat Politik von Diplomatie, dieser Mischung aus Taktik und Verlogenheit, weitgehend befreit. Fortan schickt sie ihre Kampfsätze in die ganze Welt.

„I am the law“

Wenn Trump das Verteidigungsministerium in Kriegsministerium umbenennt, kann man ebenfalls nicht sagen, dass er lügt. Da hat einmal mehr eine Hyperwahrheit die Verlogenheit erschlagen. Trumps Kriegsminister Hegseth spricht auch schon davon, dass man sich auf Krieg und Sieg vorbereiten muss. Über den üblen Charakter einer Gesellschaft, die derlei hervorbringt und zulässt, sagt das alles aus. Der Troll Trump hat immerhin die meisten Waffen, die größte Armee und den Finger am roten Knopf. Vorerst probt er damit, amerikanischen Städten mit der Nationalgarde zu drohen. Es ist der Führer, der, wenn ihm danach ist, jederzeit das Militär losschicken kann. *Er* kann das. Meint *er*. Seine Laune ist durchaus ein Kriterium, sie ist nicht nur Pose, um zu erschrecken. Wenn er behauptet, der mächtigste Mann der Welt zu sein, dann lügt er ebenfalls nicht. Benjamin Netanjahu hat ihn daher schon sehr früh für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Da lässt sich nichts dagegen sagen, das lässt sich nur noch toppen, indem man auch noch den Literaturnobelpreis für seine glänzenden und viel rezipierten Postings einfordert. Was spricht bei der ungeheuren (oder heißt das ungeheuerlichen?) Leserschaft dagegen? Trump wäre dann wohl diesbezüglich der erste Doppelpreisträger, was ihm sicher ungemein schmeicheln würde.

Trump ist jedoch keiner, der einen den Dolch bei einer Umarmung in den Rücken rammt, er schreit schon mal laut „I hate my enemies“, bevor er frontal zusticht. Vor laufender Kamera führt er seine Opfer am Liebsten vor, von Selenskyi bis zu von der Leyen. „I am the law.“ Er ist nicht hinterfotzig, im Gegenteil, so vorderfotzig wie Trump war noch keiner. Das Obama-Fake-Video, wo dieser im Oval-Office vom FBI verhaftet, in Handschellen abgeführt wird und abschließend in Häftlingsmontur posiert, wird garniert mit der Message, dass niemand über dem Gesetz stehe. Welch abgefeymte Pointe! In Wahrheit verkündet er einmal mehr ganz aufrichtig die globale Drohbotschaft: „I am the law.“

Venezolanische Boote werden vor Südamerikas Küste versenkt. Sind doch Drogenschmuggler. Darf man einfach abknallen. Notfalls bombardieren wir auch Caracas. Drogenhändler und Kommunisten haben sowieso kein Lebensrecht, müssen exekutiert werden, wo immer sie gefunden werden. „I am the law.“ Brasilianische Richter werden wegen nicht genehmer Urteile gegen Ex-Präsident

Bolsonaro mit Einreiseverbot belegt. Ebenso der freche kolumbianische Präsident Gustavo Petro. Phantasien, wo es stets ums Einsperren und ums Abschieben geht, sind en vogue. Selbst Ex(?)-Intimus Elon Musk wurde mit der Ausbürgerung bedroht. Ab mit dem Schuft nach Südafrika. „I am the law.“ Trumps Wille geschehe. Mit alledem können die diplomatisierten Kontrahenten nicht umgehen, sie haben es nicht gelernt, sie finden sich auf diesem Parkett nicht zurecht, sind permanent in der Defensive. Sein Ausnahmezustand versetzt sie in den Notstand. Dafür wurden sie nicht ausgebildet und auch die Coacher, Spin-Doktoren und Message-Kontrolleure helfen nicht viel weiter.

Die Entwicklung des Performativen hat bisher dazu geführt, dass dessen Aufführungen immer gefinkelter und ausgeklügelter wurden, bis diese Tendenz sich in ihr Gegenteil verkehrte und am amerikanischen Firmament die orangeblonde Herrschaft erscheinen sollte. Da ist nichts mehr gefinkelt, alles wird grob und primitiv. Seine Lügen haben zweifellos nichts von einer elaborierten Kunstfertigkeit. Trump tritt auf als ein grobschlächtiges, populistisches Konterprogramm. Der liberale Mainstream hat einfach nicht begriffen, dass das, was gegen Trump spricht, letztlich für ihn spricht. Was nun gar zur grotesken Folge hat, dass fortan diverse europäische Hofschranzen um den amerikanischen Präsidenten scharwenzeln und (nicht nur) um Zollabkommen betteln. NATO- und EU-Granden sind hier zweifellos ein winselndes Vorbild. Als Lakaien der Struktur werden sie Dienstboten des Führers, der natürlich auch neudeutsch Leader oder King genannt werden soll. So stellt Trump sich das vor, und so stellen sie das auch an und schlüpfen in die Rolle von mäßig dekorativen Vizekönigen. Oberknechtleutnant Mark Rutte etwa, immerhin NATO-Generalsekretär, schäkert herzlich mit dem von ihm so genannten „Daddy“, als Trump Israelis und Iraner als Kinder bezeichnete, denen laut Rutte der strenge Vater nun sage, wie es weiterzugehen hat. Ist das erschreckend oder nur noch clownesk? Wahrscheinlich beides.

Showmaster auf Ruinen

Trump ist aktuell der beste Synthesizer der kapitalistischen Konvention. Trump ist ein Abziehbild, das konformste, das wir je hatten. Ein gesamtideeller Moderator gesellschaftlicher Gemeinheiten, die das bürgerliche System so hervorbringt. Die bisher bekannte Politik hat diese temperiert, Trump hingegen heizt sie noch an. So auf Linie des

Kapitals war noch keiner. Es kommt in ihm unzensiert an die Oberfläche. Er ist der Adäquate. Die beste Besetzung. In Worten, Werken, Werten. Er entspricht am meisten den Gebräuchen der entwickelten Marktgesellschaft, ihrer ungezügelter Konkurrenz, der Drangsalierung und Ausbeutung durch Arbeit, dem autoritären Regime in Fabriken, Büros und Geschäften, dem ungleichen Zugang zur Rechtsprechung, den ideologischen Vorgaben des medialen Sektors, der Zerstörung des Ökosystems, der Nichtung von Mensch und Umwelt durch Ware und Geld. Dazu kommt noch der Albtraum von einer Reindustrialisierung in Zeiten globaler Umweltkatastrophen. Diese sind Trump aber sowieso völlig egal, höchstens man kann mit ihnen neue Profite lukrieren. Anders als die EU-Kommission heuchelt er gar kein ökologisches Credo. Auch da ist er aufrichtiger als viele andere. Wird nicht richtig gewählt, dann droht er gleich mit dem Entzug oder will Förderungen nicht auszahlen resp. streichen. Sei es in Argentinien, sei es in New York. Freie Wahlen werden damit ganz offenherzig dementiert. So ehrlich war noch keiner beim democracy-building.

Aktuell erleben wir eine Phase zunehmender Oligarchisierung. Die direkte Geldherrschaft dringt immer deutlicher an die Oberfläche. Sie kauft alles und räumt die letzten Ruinen der Politik. Das gemeinsame Interesse drückt sich freilich in geopolitischer Konkurrenz aus. Sie wollen alle das Gleiche, aber mehr als die andern. Dafür ist Trump voll zu haben, während viele seiner Gegner immer noch bestreiten, solch ein Programm überhaupt nur zu vertreten. Hinterfotzig, das sind diese hinterhältigen Schwätzer von gestern. Vorderfotzig geht anders. Statt dass der Wahnsinn abgestritten wird, wird er affimiert. Donald Trump, er mag ein Verhängnis sein, aber er hintergeht niemanden.

Es ist das *Spektakel*, das Trump groß gemacht hat, nicht seines, sondern jenes, das in der Gesellschaft tobt, insbesondere in der Unterhaltungsindustrie, in den sattsam bekannten Sendungen und Botenschaften mit all den Helden und Stars, den Rächern, den Rambos und Rockys, den Dominatoren und Terminatoren, den Reality- und Talk-Shows der gesamten kommerziellen Verblödungsmaschinen des westlichen Universums. Derjenige ist einer ihrer besten Showmaster. Donald Trump ist nicht bizarrer als die Welt, in der wir leben.

Dieses System, hüben wie drüben, muss sich selbst wie andere immer mehr täuschen, um nicht zu enttäuschen. Täuscher und Getäuschte sind zwar in ihrer Position, aber nicht in ihrer Konstitution zu scheiden. Das Trumpsche Format folgt keinem Konzept, es ist Selbstläufer, d.h. auslaufendes Sekret, das aus allen Poren der bürgerlichen Gesellschaft trieft und immanent nicht gestoppt werden kann. Insofern ist der Aufstieg des Typus Trump unaufhaltbar. Was wir brauchen, ist auch kein Zurück zu früheren Verhältnissen, sondern eine entschiedener Aufstand gegen alles, was Menschen zu unwürdigen und unterwürfigen Exponaten degradiert, gegen die populistischen als auch die liberalen Varianten des Kapitalismus, die allesamt in die Barbarei zu kippen drohen. Nicht zu machen? Ja, wenn das nicht zu machen ist, ist tatsächlich nichts zu machen. Dann stehen wir wirklich am Beginn einer dunklen Periode.

Die Mechanismen gesellschaftlicher Steuerung haben sich geändert, zweifellos, und es gibt auch keine allmächtigen Strippenzieher, aber die Herrschaft des Objektiven ist alles andere als frei von Gängelung und Formatierung durch bestimmte und bestimmende Subjekte. Kurzum: Die Eliten dieser Welt sind zum Kotzen. Klassenmäßig steht Trump für die Multimilliardäre der westlichen Hemisphäre, die große Gemeinschaft der Oligarchen, für die Finanzhaie der übelsten Sorte. Und diese setzen ihre Macht auch ein. Man werfe einen Blick auf Trumps Kabinett der Milliardäre. Diese Herrschaft und ihre Herrschaften müssen entsorgt werden.

Die gemeine These, dass die Welt seit der Aufklärung immer vernünftiger und zivilisierter geworden ist, ist nicht erst seit dem Nationalsozialismus zu hinterfragen, sie war immer schon falsch. Aufschlussreicher und interessanter wäre es, die jeweils aktuellen Verzauberungen, die Wahnsinnigkeiten, die Fetischismen einer immer irrer werdenden Epoche einer hellen Analyse und scharfen Kritik zu unterziehen. Nicht nur von den Medien, auch von der Wissenschaft, diesem staats- und kapitalfinanzierten Apparat, ist das nicht zu erwarten. Unsere Gesellschaften sind primitive Konglomerate, doch technisch sind sie hochentwickelte und perfide Aggregate. Selbst die radikale Opposition plappert im Jargon der Herrschaft und huldigt deren Werten. Befangenheit, wohin wir auch blicken. Immer noch leben wir in der selbstverschuldeten Unmündigkeit. Wenn uns das jemand klar vor Augen führt, dann Donald Trump.

Nikolaus Dimmel

„Debunking Voodoo Economics“

Von Mahrer zu Hattmannsdorfer

Träte der ideelle Gesamtkapitalist ans Rednerpult, so rief er über die Politschausteller der sich selbst „Wirtschaftskompetenz“ pampig zuschreibenden ÖVP wohl aus, dass sie nicht wüssten, was sie tun, keinerlei Ahnung hätten vom Wechselverhältnis zwischen Überakkumulation und Unterkonsumtion, vom Verflechtungsverhältnis von Realkapital und fiktivem Kapital. In der Tat erwies sich das Gestrüpp angebotstheoretischer Doktrinen der Voodoo Economics, welche diese Leute propagieren, bereits seit den 1980er-Jahren schlicht als intellektueller Schrott. Kern dieses Voodoo ist eine Rentenökonomie, welche die Profite vor allem des fiktiven Kapitals (Aktien usw.) steigert, zugleich die Konzentration und das „Hedging“ von Vermögen proaktiv befördert. Paul Krugman nannte derlei „Zombie Ideas“. Dass Austerität, Pferdeäpfeltheorie („trickle down“ privaten Reichtums), Inflationsbekämpfung durch Eskomptebank-basierte Geldmengensteuerung, Dekapitation des Interventionsstaates durch Deregulation oder die Entsteuerung der Profite, zusammengefasst als „Supply-side Economics“, jemals irgendwas zu Investitionszuwachsen, nachhaltigem Wachstum, ökonomischer Stabilität oder sozialer Kohärenz beigetragen hätten, bleibt eine leere Behauptung. Unzählige Male haben Neokeynesianer wie Joseph Stiglitz den Nachweis erbracht, dass derlei plutokratische Bereicherungspolitik im Auftrag der Vermögenden, Investoren-Spekulanten und Kapitaleigner das exakte Gegenteil bewirkt. Ihre Folge sind Börsenzockerei, schwache oder negative Wachstumsraten, Arbeitslosigkeit und Armut, geringe Nachfrage aufgrund sinkender Masseneinkommen. Dessen ungeachtet wird seitens jener „Wirtschaftskompetenten“ auch 2025 deklamiert, dass Austerität über das Erreichen der Maastricht-Konvergenzkriterien hin zur schwarzen Null des Staatsbudgets, Lohnzurückhaltung, Kürzen der Sozialausgaben

(Pensionen), Steuerkürzungen zugunsten der Kapitaleigner und gegenbildlich die Blockierung jeglicher Besteuerung von Vermögen den Weg aus der Polykrise weisen würde.

Geht man den Ursachen dieser „Wreckage“, nämlich der Anbetung von Trümmern ökonomisch-ideologischer Doktrinen nach, so wird ein intrikates Geflecht von Spuren sichtbar. Hier nur auszugsweise: Walter Benjamin hat trefflich auf die religiöse Dimension des Kapitalismus, die Ersetzung empirischer Evidenz durch Glauben verwiesen. Rainer Mausfeld hat kongenial die Ersetzung deliberativer Diskurse im Demos als politischem Körper durch Manipulation, Propaganda und die Entzivilisierung der Macht im Gegenwartskapitalismus nachgezeichnet. Dylan Riley und Robert Brenner haben trennscharf die korruptive Verselbstständigung politischer „Rackets“ neben den Kapitaleignern als Säule sozialer Herrschaft analysiert. Sighard Neckel hat die esoterisch-sektenhaften Gruppendynamiken im Kontext von Investitionsentscheidungen typologisiert. Steven Lukes hat in seinem dreidimensionalen Machtkonzept gezeigt, dass Macht eben nicht wie bei Max Weber darin besteht, Befehle zu erteilen, sondern ihr Kern in der Erzeugung von Unverständnis und Nicht-Entscheidungsmacht liegt. Macht drückt sich also in einer Blockade der Erkennbarkeit von gesellschaftlichen Triebkräften und Verhältnissen aus. Michel Foucault fasste dies im Konzept der „Gouvernementalität“, einer biopolitisch-ideologischen Praxis der Passivierung. Michael Hartmann schließlich hat festgehalten, dass die Selektion von Eliten nicht auf Qualifikation, sondern auf Gruppendynamik, Herkunftsmilieu, Seilschaftszugehörigkeiten und einer selektiven Wahrnehmung der sozialen Realität basiert.

Selbstredend greift diese Umschau zu kurz. Gleichwohl vermag sie in Ansätzen zur Erklärung beizutragen, warum sich der Souverän derartigen ökonomischen Stuss fern jeder Empirie zumuten lässt, ohne erkennbar zu murren. Vor allem aber herrscht im Kopf des Souveräns, mental Hintersasse, Fan, Untertan, Statuskonsument und Ministrant zugleich, große Unordnung. Er weiß nicht, wie ihm wird. Die Verhältnisse sind unbegreifbar. Daher bedarf es anlässlich der schaustellerischen Präsentation „wirtschaftlicher Kompetenz“ keinerlei Fachkenntnis, sondern „Medienpräsenz“. Es ist daher kein politisches Momentum daraus zu gewinnen festzustellen, dass die hier Auftretenden, nachdem ihre Mantra-artig vorgetragenen Phrasen verhallt sind, augenfällig nicht wissen, wie man die kapitalistische Megamaschine bedient. Gleichwohl spiegelt dies auf der Meta-Ebene, dem Wesen der Erscheinung, wie ökonomische Macht übersetzt in politische Herrschaft funktioniert.

Performativ ankern die seitens „politischer Eliten“ vorgetragenen ökonomischen Paradigmen eben nicht in einer Modellierung des Kapitalismus als fordistischer Maschine zur Erzeugung von kollektiver Wohlfahrt. Vielmehr erinnern die Inszenierung und gepflogene Rhetorik an die „Robber Baron“-Tableaus des ausgehenden 19. Jh.s. In dieser „Ökonomie der Enteignung“ (Christian Zeller) regiert der Skrupelloseste (bis zum Strafprozess) am Fresstrog der Renditen. Also schon wieder Franz Strohsack: „Wer das Gold hat, macht die Regeln“, während der politische Chor im Hintergrund „The winner takes it all!“ psalmodiert. Auf diese Weise agiert das politische „Racket“ als Pfeiler der ideologischen Reichtumsverteidigungsindustrie. Deren Repräsentant:innen müssen nur wissen, wie man Plutokraten vom Schlage eines Benko und sich selbst mittels Strategien der Durchpolitisierung aller Staatsgewalten samt ihren staatsnahen Agenturen bereichert.

Die Probe aufs Exempel: 2017 bis 2023 wurde die Republik unter „türkischer Führung“ von sog. Wirtschaftsminister:innen (Mahrer, Schramböck, Kocher, Hattmannsdorfer) und Finanzministern (Löger, Blümel, Brunner) mit 215,5 Mrd. € Fördervolumen Europameister in der Disziplin des Fütterns von Klientelgruppen; Steuerbegünstigungen hier noch nicht eingerechnet. 2/3 dieser Summe flossen an Investoren, Großunternehmen und die obersten Prozente der Haushalte. Der Bundesrechnungshof hielt mehrfach fest, dass es dabei zu erheblicher Fehlsteuerung und Überförderung kam. Das daraus re-

sultierende Haushaltsdefizit wurde durch die Folgekosten der SARS-CoV-2-Pandemie, die Konsequenzen des Weltordnungskrieges in der Ukraine sowie die „Zollkriege“ und faschistische Implosion des politischen Systems der USA weiter vertieft. Die Gleichzeitigkeit der Umwandlung öffentlichen Reichtums in privaten, der Entsteuerung dieses privaten Reichtums sowie der Förderung potenter ökonomischer Akteure aus öffentlichen Mitteln hat dazu geführt, dass die österreichische Staatsschuld im April 2025 bei 412,6 Mrd. € bzw. 84,7 Prozent des BIP lag. Auf den Bund entfielen dabei 358,7 Mrd., die Bundesländer 29 Mrd. und den Gemeindesektor 24,8 Mrd.

Die Refinanzierung dieser größten Bonanza der zweiten Republik erfolgt nun 2025 bis 2035 durch ein Austeritätsprojekt, welches nicht bloß die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, sondern eine inklusive ökonomische Rekonsolidierung blockiert. Dabei gilt der Kern jener „Wirtschaftspolitik“ als unumstößlich: Privatisierung von Gewinnen, Sozialisierung von Verlusten, Reduktion der Kapitalbesteuerung, keine Erbschafts- und Schenkungssteuern, dafür Massensteuern und Abgaben, Sparen bei der Daseinsvorsorge.

Doch die Ausgangsbedingungen für dieses Austeritätsprojekt sind ungeachtet der Übernahme „staatspolitischer Verantwortung“ durch die Lohnverzichtenden Gewerkschaften sowie den komatösen Verzicht der Sozialdemokratie auf jegliche Debatte um eine Ausweitung der Besteuerungsbasis des Fiskus alles andere als einfach. Ist doch das reale BIP pro Kopf zwischen 2019 und 2024 um 1,7 Prozent gesunken, was dem niedrigsten Zuwachswert der EU entsprach. Die Alpen-Bananen-Republik erreichte 2024 den Spitzenplatz bei der Ungleichheit der Vermögensverteilung in der Eurozone. Der Vermögens-Gini-Koeffizient lag hierzulande 2024 bei 0,77. Das reichste ein Prozent der Bevölkerung, so die Nationalbank, besitzt mehr als die Hälfte des gesamten Netto-Vermögens; 320 Personen eignen mehr als 7,2 Mio. Bürger:innen. Das Betriebsvermögen findet sich zu 95 Prozent im obersten Zehntel der Haushalte. Die ärmere Hälfte der Bevölkerung besitzt dagegen nur knapp 3 Prozent. Von den 800 Mrd. €, die hierzulande bis 2050 steuerfrei vererbt werden, landen zumindest 55 Prozent in den obersten 3 Prozent der Haushalte. Selbst die OeNB räsoniert über die Wiedereinführung der unter der Ägide der SPÖ abgeschafften Erbschafts- und Vermögenssteuer sowie die Besteuerung der Bodenrenten.

2023 lag die Quote der Niedriglöhner bei knapp 15 Prozent, jene der „Working Poor“ bei 8. 2024 waren knapp 10 Prozent aller Haushalte durch ihre Wohnkosten überlastet, d. h., sie hatten mehr als 40 Prozent ihres Haushaltsnettoeinkommens für Wohnen aufzuwenden. Am freien Mietwohnungsmarkt waren 40 Prozent der Mieter:innen von jener Kostenüberlast betroffen. Österreich wies 2024 die drittgrößte Pensionslücke in der EU mit 35,6 Prozent für Menschen über 65 Jahre auf; der EU-Durchschnitt lag 2024 bei 24,7. 44 Prozent der Haushalte hatten 2024 keine finanziellen Rücklagen von mehr als 2.000 €; 43 Prozent konnten ungeplante Ausgaben nicht mehr ohne Kreditaufnahme tätigen. Die Armuts- und Ausgrenzungsgefährdungsquote für Kinder und Jugendliche lag bei 21 Prozent der Kohorte; umgekehrt war jede vierte armutsgefährdete Person minderjährig. Damit rückt ein Nachfragefinanzierter ökonomischer Aufschwung, der die Grundlage der Refinanzierung der Rentenabschöpfungen durch die Vermögenden sein soll und von den schrumpfenden Exportmärkten in einer multipolar restrukturierten Welt definitiv nicht (mehr) erwartet werden kann, in weite Ferne.

Privatisierung von Gewinnen, Sozialisierung von Verlusten, keine Erbschafts- und Schenkungssteuern, dafür Massensteuern und Sparen bei der Daseinsvorsorge.

Noch opaker erscheint diese Zukunft, stellt man in Rechnung, dass Österreich mit die höchste Bildungsungleichheit im EU-Vergleich aufweist, weshalb das Gerede über den Advent einer „Wissensgesellschaft“ als blanker Hohn daherkommt. Bildungsbeteiligung und soziale Mobilität haben hierzulande kaum etwas mit Lernleistung, sondern hauptsächlich mit sozialer Herkunft zu tun. Was also kommt, ist kein Anlauf für einen ökonomischen Auf-, sondern einer für einen Abschwung. Zwar dürfte sich die Rezession in Stagnation verwandeln, Arbeitslosigkeit und Langzeitarbeitslosigkeit aber werden ebenso wie die soziale Ungleichheit zunehmen.

Das Schiff krängt also. Doch mit welchen Rezepten soll diese Schiefelage überwunden werden? Die Köche der Wirtschaftspolitik von Harald Mahrer, Margarete Schramböck, Martin Kocher bis hin zu Wolfgang Hattmannsdorfer üben sich in der Kunst des Kontrafaktischen, sondern sinnbefreite Passepartoutbegriffe und Phrasen wie „voller Fokus auf Wettbewerbsfähigkeit“, „Leistung“, „digitale Souve-

ränität“, „Eigenverantwortung“, „Zukunftsfähigkeit“ oder „nachhaltiger Bürokratieabbau“ stakkatoartig als ideologischen Restmüll gleich Projektilen der Verdummung ab. Es wird über Lohnverzicht als Kernelement der Standortsicherung, über die Ausweitung der täglichen/wöchentlichen Arbeitszeiten als Wettbewerbsvorteil oder die tayloristische Verdichtung und Intensivierung der Arbeit als Strategie, raus aus dem „Mittelmaß“ zu kommen, schwadroniert. Hattmannsdorfers Teilzeitarbeit-Coup macht den Widersinn dieses „Double Bind“ zwischen Rhetorik und Handeln wie unter dem Brennglas deutlich, wird doch hier einerseits der Teilzeitarbeit von 1,5 Mio. Arbeitnehmer:innen der Kampf angesagt, während andererseits, nachdem die ÖVP jahrzehntelang die sozial riskante Teilzeitarbeit propagiert hat, Strukturen in Arbeitswelt und sozialer Reproduktion (Kindertagesbetreuung) zementiert werden, die zur Verrichtung von Teilzeitarbeit zwingen.

Was unterhalten wird, ist also eine Antipolitik des Oikos, von Riley/Brenner als „politischer Kapitalismus“ etikettiert, in der rohe „politische Macht“ und nicht das Kalkül „produktiver, Erwerbsarbeit und Einkommen schaffender Investitionen“, wie das Legitimationsmärchen freien Unternehmertums gemeinhin tönt, Entscheidungen und Renditen determiniert. Profite werden darin durch Deregulierung, Subventionen und Steuerexemtionen, vor allem aber durch eine ebenso idiotisch wie sadistisch anmutende Nicht-Regulierung der Wohnungs-, Energie- und Lebensmittelmärkte sowie eine anti-soziale „slash and chop“-Politik sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Versorgungsleistungen (von realinflationsbereinigten Pensionskürzungen bis zur faktischen Streichung der Existenzsicherung für Kinder und Jugendliche) realisiert. Jenseits revancharischer Allüren bleibt der strategische „Touch-down“-Punkt dieser Politik der Produktion von Elend unbekannt. Aber man ist schneller dort.

LITERATUR:

- Steve Keen (2011): *Debunking Economics*, London.
 Steven Lukes (2021): *Power*, London.
 Rainer Mausfeld (2018): *Warum schweigen die Lämmer?*, Frankfurt.
 Sighard Neckel (2018): *Die globale Finanzklasse*, Frankfurt.
 Dylan Riley / Robert Brenner (2022): *Seven Theses on American Politics*; in: *New Left Review*. Nr. 138, 5 ff.

Maria Wölflingseder

Sind wir noch bei Trost?

Oder: Was ist mit unseren Sinnesfreuden geschehen?

Dass es um unser menschliches Miteinander nicht gut bestellt ist, wird zwar bemängelt, aber selten werden die Ursachen genauer ergründet. Welche Rolle spielt dabei unter anderem der modifizierte Gebrauch unserer Sinnesorgane? Ich möchte ein paar Blicke auf die Genese von Veränderungen werfen, die zum kontinuierlichen Shutdown der Sinnlichkeit beigetragen haben.

Viele, die zur Generation 65 plus gehören, betuern oft: „Bin ich froh, dass ich nicht *heute* jung bin!“ Auch mir geht es so. Unsere Lebensbedingungen waren ganz andere in den Jahren wirtschaftlichen Aufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg. Es musste zwar vieles erst erkämpft werden, aber das Leben und Lieben, das Studieren und Arbeiten, das Feiern und Reisen waren aufregend und anregend, interessant und spannend, spontan und lustvoll. Die Atmosphäre widerständig und offen, übermütig und sinnlich, voller Neugierde und Möglichkeiten.

Der Unterschied zu heute wird augenscheinlich, wenn alte Menschen über ihren Lebensweg erzählen. Für viele war die Entscheidung für ihren Beruf mehr von glücklichen Zufällen geleitet als von akribischer Planung. Eines ergab das andere im Reigen so vieler Kontakte, Beziehungen und regen Schaffens. Heute hingegen muss jede Karriere – damit überhaupt noch eine möglich ist – von Geburt an minutiös geplant werden. Ohne frühzeitige Anmeldung für den passenden Kindergarten, für die richtige Schule, ohne Frühförderung für dieses und jenes geht gar nichts mehr. Heute kann es sich niemand mehr leisten, etwas dem Zufall zu überlassen. Die Argusaugen der Helikopter-Eltern wachen über ihre Kinder und deren Zukunft. Weniger Privilegierte haben es wesentlich schwerer.

Die Wende begann in den 1980er Jahren. Sie beendete das gesellschaftliche „Zwischenhoch“ voller emanzipatorischer Ansätze in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen. Zunehmend prägten Neoliberalismus, Marktsättigung und Globalisierung die Lebensbedingungen. Die Arbeitslosigkeit stieg stetig. Viele versuchten sich als Ich-AGs und im dot-com-Business. Wirtschaftskrisen und Privatverschuldung blieben dennoch nicht aus. – Die Folge, ein radikal verändertes gesellschaftliches Klima. Leistungs- und Anpassungsdruck, Konkurrenz, Neid und Ressentiments breiteten sich rasch aus. Die prägendsten Gefühle heute: Verunsicherung und Angst. Sowohl das Selbstvertrauen und die Selbstsicherheit schrumpften zusehends als auch das Vertrauen zu den Mitmenschen. Die Entfremdung von sich, der Welt und dem Nächsten ist durchaus vorteilhaft für die Aufrechterhaltung des Systems. Beziehungslosigkeit und Vereinzelung sind das beste Mittel gegen Widerstand und Emanzipation. Nicht verwunderlich, wenn Lebenslust, Unbefangenheit, Offenheit und Sinnlichkeit kein leichtes Spiel mehr haben.

Kontaktarmutszeugnisse statt Blickplankton

Seit 20 Jahren erleben wir einen enormen Digitalisierungsschub, der weitere (zwischen)menschliche Veränderungen mit sich brachte. Unübersehbar: das Smartphone ist wie zu einem Körperteil geworden. In der U-Bahn, beim Rendezvous, beim Schwimmen am Paddle-Board im Meer, am Klo, in der Badewanne, im Bett. Es gibt kaum einen Ort und keine Gelegenheit ohne Brett vorm Kopf. Nehmen unser Seh- und unser Hörsinn bereits mehr wahr, was uns die digitalen Geräte bieten als das, was die reale Welt bietet? Was den Tastsinn betrifft, der Touchscreen wird sicher wesentlich ausgiebiger

gestreichelt als unsere menschlichen Gegenüber. Und an der Möglichkeit, über digitale Geräte Gerüche wahrzunehmen, wird eifrig gearbeitet.

Auffällig ist auch die Gewohnheit, nicht nur das anzusehen, was auf den Bildschirmen flimmert, sondern die reale Welt lieber durch die Linse zu betrachten als ohne Gerät. Wo sie nicht überall mit ihren Handys fuchteln, fummeln, fingerln, fotografieren und filmen. Alles muss gespeichert werden, das Essen, die Natur, das Konzert, die Erfolge oder Misserfolge der Schönheits-OPs oder auch der Haarausfall nach der Chemo, einfach alles. Online gestellt, wird es wiederum in aller Welt am Screen betrachtet. So wird alles plastisch Lebendige zum Abziehbild. – Früher schwebte ich wie in Wasser durch die Stadt. Ein wonnig nahrhaftes Bad in so viel schelmisch verschmutztem Blickplankton. Heute halten sie alle ihre Smartphones wie ein Kontaktarmutszeugnis hoch.

Erstaunlich, wie Günther Anders diese Entwicklungen bereits in den ersten 1950er Jahren anhand von Radio und Fernsehen vorausgesehen hat. Er prägte den Begriff der „prometheischen Scham“, wonach der Mensch zum „Hofzweig seines eigenen Maschinenparks“ geworden sei, und sich seiner Unzulänglichkeit schäme angesichts der Perfektion seiner Apparaturen. Im ersten Band der „Antiquiertheit des Menschen – Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution“ schreibt er im aufschlussreichen Kapitel „Die Welt als Phantom und Matrize“ über jene Welt, die uns via TV ins Haus geliefert wird. Sie ist weder gegenwärtig noch anwesend.

Dating-Burnout

Diese Analysen von Günther Anders bekommen heute, 70 Jahre später, in Anbetracht der digitalen Medien neue treffende Bedeutungen. Etwa bei der weitverbreiteten digitalen Partnersuche. Die Auswahl an potentiellen Partnern ist schier unendlich, aber die „Phantome“ – ideale Projektionsflächen unserer Sehnsüchte – erweisen sich in der Realität oft nicht als das, was ihr Online-Auftritt verspricht. Der Algorithmus sucht zwar nach den gewünschten Kriterien und die Matching-Punkte sollen die Entscheidung erleichtern. Aber richten sich die erotischen Funken nach diesen Merkmalen? Oder ist es heute ohnehin wichtiger, einen Partner zu finden, der gut zum Karriereplan und zum gesellschaftlichen Status passt. Viele sind mit der Suche heillos überfordert und landen im „Dating-Burnout“. Aber Dating-Coaches können weiterhelfen.

Diese warnen auch vor den jeweils aktuellen Hinhaltetaktiken der potentiellen Auserwählten, wie dem Breadcrumbsing, dem Submarining, dem Ghosting oder dem Benching.

Eva Illouz zeigte auf, während ökonomische Beziehungen immer stärker durch Gefühle bestimmt werden, gilt für das Reich der Gefühle das Umgekehrte, sie sind durch eine Ökonomisierung geprägt. Ein umsatzstarker neuer Wirtschaftszweig hat sich etabliert. Mittels digitaler Technologie wird die Stillung des Hungers nach sozialer Nähe vermarktet, nachdem diese Möglichkeiten zuvor durch Entfremdung und Vereinzelung stark eingeschränkt wurden. Da die digitale Suche wiederum neue Leiden erzeugt, haben auch Ratgeber, Lebensberater aller Art, Psychotherapeuten und klinische Psychologen Hochkonjunktur.

Trotzdem sind viele nicht vor Romance Scammer sicher. Hinter manchen Profilen irrlichtern nämlich hinterhältige Phantome. Wenn sie erfolgreich waren, lesen wir dann Schlagzeilen wie „Niederösterreicherin überweist innerhalb mehrerer Jahre und nach Tausenden Nachrichten 150.000 Euro an falschen Brad Pitt“. Oder eine Französin, die vor Spürsinnungsverwirrung warnt, die sie selbst 830.000 Euro gekostet hat. Dieses erkleckliche Sümmchen überwies sie demselben „Verehrer“, der viele Fotos aus dem Krankenhaus schickte, für angebliche medizinische Behandlungen. Den Kontakt hat „Mama Pitt“ geschickt eingefädelt. – Wie heißt es bei Günther Anders? „Alles Wirkliche wird phantomhaft, alles Fiktive wirklich.“ In den unendlichen Dimensionen digitaler und realer Welt umso mehr.

Bei Günther Anders gibt es auch aufschlussreiche Analysen über den Hang, zwei oder mehrere Tätigkeiten gleichzeitig auszuführen. – Was uns für die Mitmenschen zunehmend abwesender und ungreifbarer erscheinen lässt. – Selbst in unserer Freizeit sind wir „vielfältige Nichtstuer“ geworden. Individuen, die in ihre einzelnen Organe zerfallen, die alle gleichzeitig etwas konsumieren wollen. Wir seien durch die Arbeit so dran gewöhnt, Fremdbestimmtes auszuführen, sodass wir unsere Freizeit gar nicht mehr selbst gestalten können. Die Freizeitindustrie weiß das zu nutzen. Sie profitiert von unserer Angst vor Selbstständigkeit und Freiheit, von unserer Angst vor dem Horror Vacui.

Damals waren es noch „die niemals endenden Gums“ (Kaugummis) und die „noch und noch weiterlaufenden Radios“, die Anders als Beispiele

für den Dauerkonsum anführt, die uns vor unserer „Not“ bewahren. In den letzten 70 Jahren ist wahrlich eine Menge an Dauer- und Gleichzeitig-Konsum dazugekommen.

Anders verweist auch darauf, dass „die Kulturkritik die Zerstörung des Menschen ausschließlich in dessen Standardisierung gesehen“ hätte, in der Verwandlung in ein „Serienwesen“. Aber „selbst diese numerische Individualität ist nun also verspielt; der numerische Rest ist selbst noch einmal ‚dividiert‘, das Individuum in ein ‚Divisium‘ verwandelt, in eine Mehrzahl von Funktionen zerlegt.“ – Überdies kritisierte Anders bereits vor 70 Jahren die Scheinheiligkeit, mit der die Psychologie pathetisch eine „Renaissance ganzheitlicher Gesichtspunkte“ feierte. Ein Manöver, um „die Scherben der Menschen unter der akademischen Toga der Theorie zu verbergen“.

Selbstverniemung und Selbstinszenierung

Vor etlichen Jahren habe ich immer wieder über zwischenmenschliche Auswirkungen des ökonomischen und technischen Fortschritts geschrieben. Über Menschen, die die Lust am Da-Sein und am So-Sein, wie sie sind, verlieren und zusehends zwischen Selbstverniemung, Selbstinszenierung und Selbstzerstörung lavieren. Die knackigen, kernigen, piffigen mit ihrer frechen Fröhlichkeit werden zunehmend von den verunsicherten, unscheinbaren, blickdichten abgelöst. Sie schämen sich, so zu sein, wie sie sind. („Die Lust am *da* Sein“, in *Streifzüge* 62) Oder über die Zunahme von menschlichen Monokulturen, in der die Originalität verloren geht und das Uniforme zunimmt. („Poesie des Lokalkolorits“, in *Streifzüge* 50)

Wird die Selbstentfremdung und Selbsterniedrigung, gegen die früher noch vielerorts angeschrieben wurde, heute überhaupt noch wahrgenommen? Sind wir bereitwillig in die digitale Welt eingetaucht, nachdem es in der realen unbehaglich geworden ist. Warum sind bereits Kleinkinder von den Geräten fasziniert? Warum verschicken Volksschüler im Klassenchat Bilder von Tierquälereien, Kriegsverbrechen und sexueller Gewalt? Wie geht es den Digital Natives, die einen Großteil ihrer Freizeit online verbringen?

Der digitale Hype verbunden mit stark gestiegenem Leistungsdruck wirkt seit mehr als zehn Jahren vor allem bei jungen Menschen wie ein weiterer Katalysator für Angst, Depression, Ag-

gression und Einsamkeit. Alte Menschen sind vor allem armutsbedingt einsam. 2018 und 2021 wurden in Großbritannien und Japan sogar Ministerien für Einsamkeit eingerichtet, die auch in anderen Ländern auf großes Interesse stoßen. Aber eine tiefer gehende Analyse dieser Entwicklungen gibt es nicht. Kritische Psychologie und kritische Sozialarbeit haben längst abgedankt. Woher der Wind staatlicher Hilfe in erster Linie weht, ist offensichtlich. Allzu oft wird betont, Einsamkeit sei auch ein politisches Problem. Aber nicht, weil die gesellschaftlichen Verhältnisse krank sind und uns krank machen, sondern, weil die Betroffenen das Vertrauen in den Staat und seine Institutionen verlieren würden.

In einer Gesellschaft, die Spaß, Genuss, Happiness hochhält, freilich nur als Konsumgut, als Show und Amusement, dürfen Depression und Einsamkeit nicht als Folge von Vereinzelung, Leere und Banalität gesehen, sondern müssen therapiert werden. Dabei kommen wiederum auch digitale Hilfen zum Einsatz. Einsame, für die andere Angebote angeblich zu hochschwellig sind, können sich an Chatbots wenden. Es wird wohl nicht lange dauern, bis Avatars zur Normalität gehören, die in jeder Lebenslage um Rat gefragt werden.

Vom „Koma-Saufen“ zur TikTok-Challenge

Dass sich „Koma-Saufen“ in den 1990er Jahren unter Jugendlichen stark verbreitete, steht wohl nicht zufällig in zeitlichem Zusammenhang mit den neoliberalen Veränderungen und Zumutungen. Zeitgleich hat übrigens auch die Kommerzialisierung von Wellness und Fitness einen Boom erlebt. Wenn Selbstverständliches verunmöglicht wird, folgt die Auferstehung als kostenpflichtiger Event. Als der Fröhlichkeit, Leichtigkeit und Sinnlichkeit der Boden entzogen wurde, ist das Wohlfühl-Gewerbe ins Zeug geschossen!

Die neue exzessive Sinneserfahrung „Koma-Saufen“ erreichte Anfang der Nullerjahre ihren Höhepunkt. Das Auftauchen der Smartphones half vielleicht beim „Entzug“. Dem Alkohol wird zwar noch zugesprochen, aber das Koma wurde durch andere „Genüsse“ ersetzt. Allerdings solche, von denen wir vor 20 Jahren nicht einmal alpträumen hätten. Massentrends, die durchaus tödlich enden können. Von Schönheitsoperationen über Selfie-Jagd an gefährlichen Orten, bis hin zum U-Bahn-Surfen und zum Roofing, dem ungesicherten Fassaden- und Kirchturmklettern.

Zwar haben Pioniere aller Art immer schon zu Lande, am Berg, zu Wasser und in den Lüften ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um ihre Sinne zu erproben und der Abenteuerlust zu frönen. Auch jugendliche Mutproben und das Testen ihrer Grenzen sind nicht neu, aber die sogenannten Challenges auf TikTok haben doch ein ganz anderes Kaliber. Sowohl was Gefährlichkeit und Reichweite als auch was den Gruppendruck anbelangt. Viele mögen harmlos sein, aber immerhin bergen 30 Prozent Lebensgefahren. Aber je gefährlicher, desto mehr Likes, desto mehr Anerkennung und Selbstwertgefühl.

Challenges – höchst aberwitzige Varianten sinnlicher Erfahrung? Was hat es zu bedeuten, wenn Mädchen so lange hungern, bis ihre Taille so schmal wie ein A4-Blatt ist – hochkant, die Waist-Challenge. Oder wenn sich Jugendliche Salz auf den Arm streuen und darauf einen Eiswürfel legen, was zu schweren Kälteverbrennungen führen kann. Bei der Cinnamon-Challenge wird ein ganzer Löffel voll Zimt in den Mund genommen und versucht hinunterzuschlucken. Ersticken oder andere gravierende Gefahren sind dabei nicht auszuschließen. Für die Hot-Chip-Challenge gab es sogar eigene Tortilla-Chips in einer sargförmigen Verpackung zu kaufen, mit Chili 400-mal so scharf wie Tabasco. Diese wurden in Österreich mittlerweile verboten, um die Notärzte für andere Einsätze freizuhalten. Die Bird-Box-Challenge wurde vom gleichnamigen Film mit Sandra Bullock abgepuffert. Mit verbundenen Augen müssen Aufgaben wie Autofahren oder Über-eine-Straße-Gehen gemeistert werden. Bei der Neck-Nomination

muss innerhalb kürzester Zeit so viel Alkohol oder so viele Drogen wie möglich konsumiert werden. Die „Kandidaten“ nominieren dann weitere, die es ihnen gleichtun oder sie überbieten. Die Blackout-Challenge – sich selbst bis zur Ohnmacht zu strangulieren – ebenfalls nicht unrisikant. Aber auch „nur“ Ekelerregendes steht hoch im Kurs. Viele können jedoch die Unmengen an Clips, in denen gekotzt und gekotzt wird, schon nicht mehr sehen. Und dann gab es noch die Tide-Pod-Challenge, bei der eine Kapsel mit konzentriertem Waschmittel aufgebissen werden musste. In den USA gab es zahlreiche Notfälle und auch Tote.

TikTok-Challenges – Spiegel der Gesellschaft?

Manche behaupten, es ginge uns zu gut, deshalb kämen Jugendliche vor lauter Langeweile auf dumme Gedanken. Aber spiegeln diese fragwürdigen Aktionen nicht auch unsere wahnwitzigen gesellschaftlichen Verhältnisse? Entfremdung, Unmenschlichkeit, Irrationalität, Selbstzerstörung, Kampf – aller gegen alle? Spiegeln sich hier nicht dieselben Prinzipien, die in der Gesellschaft vorherrschen? Aufmerksamkeit und Anerkennung auf Biegen und Brechen – koste es, was es wolle! Nur die Quote zählt. Ohne Risiko und hohen Einsatz kein Gewinn. Und wer die Leistung nicht liefert, ist draußen. Only the fittest survive. – Die größte Angst ist, als Loser dazustehen und der Verachtung ausgesetzt zu sein.

Ist das nicht alles zum Kotzen? – Könnten diese Challenges nicht auch Ausdruck einer gegen sich selbst gerichteten Aggression sein? Weil all der

mandelbaum verlag

DEN DIGITALEN KAPITALISMUS VERSTEHEN, UM IHN ZU ÜBERWINDEN



PAUL SCHIERLE
ALGORITHMISIERUNG
Macht und Freiheit im digitalen Kapitalismus
198 Seiten
20,- Euro

„DIE PSYCHOANALYSE IST DIE FORTSETZUNG DER GUERRILLA MIT ANDEREN MITTELN.“



J. & M. REICHMAYR (HG.)
GOLDY PARIN-MATTHÉY
Spanienkämpferin, Anarchistin, Psychoanalytikerin
Leben und Werk
348 Seiten
28,- Euro

KRIEG UND GEOPOLITIK KRITISCH ANALYSIEREN: DAS VIERTE MARXISTISCHE JAHRBUCH



REDAKTIONSKOLLEKTIV (HG)
JAHRBUCH FÜR MARXISTISCHE GESELLSCHAFTSTHEORIE
#4: Krieg & Geopolitik
312 Seiten
23,- Euro

neue linke bücher!

Frust und die Wut gegen die inhumanen Verhältnisse nicht artikuliert werden können, nicht dürfen, weil sonst die Chancen am Arbeitsmarkt noch mehr schwinden würden. Sind sie gar kindliche Rollenspiele zur Bewältigung traumatisierender Lebensbedingungen? Wie mit Teddybär und Puppen Unfall spielen?

Früher protestierten Jugendliche, zeigten Perspektiven auf und kämpften für ein Leben jenseits der alles bestimmenden Prämisse von Profit und Macht, die nur gelten lässt, was sich vermarkten lässt. Erschöpft sich ihre Widerständigkeit heute in „Pudding essen mit Gabel“, zu dem sie sich sogar persönlich treffen, um Kontakte zu knüpfen? Schön, möge es gelingen! In Wikipedia ist zu erfahren, diese Treffen „fanden überregionale mediale Beachtung und wurden als Ausdruck kollektiver jugendkultureller Praxis rezipiert“. Übrigens über die Kultur von Friedensdemonstrationen wird hingegen heute in den Medien kein Wort verloren. Und junge Menschen kümmern die Gefahren durch militärische Aufrüstung und Kriegshetze offenbar auch kaum.

Die Welt erfahren – mit allen Sinnen

Aber nicht nur das Verhalten von Jugendlichen ist bedenklich. Wir alle muten unseren Sinnen zu viel zu. Unserem sensiblen Sensorium zur Welterfahrung. Wenn wir uns nicht einmal gegen diese „einfachen“, deutlich spürbaren sinnlichen Beschädigungen wehren, wie soll das bei all den „abstrakten“ Bedrohungen – von Giften aller Art bis Kriegsgefahr – gelingen? Oder warten wir nur noch auf unseren Umbau zum Cyborg?

Hans-Martin Lohmann schrieb 1991: „200 Jahre Wirtschaftsliberalismus haben dazu geführt, dass dem Menschen die Natur, die äußere wie seine eigene, so gleichgültig geworden ist, dass er sie als reine Sache des Verzehrens zu betrachten gelernt hat.“ – Die Vernutzung unserer Sinne, unserer Körper gehört genauso zur Ausbeutung, wie die zur Ware gewordene Reparaturmedizin, Wellness, Gesundheitskult und Freizeitindustrie zum Kommerz gehören.

Aber gab es da nicht einmal eine „südliche Perspektive“, das „mediterrane Denken“? Ein Zeitalter, in dem Leiblichkeit und Sinnlichkeit, Schönheit und Poesie, die Schöpfung und das Schöpferische im Zentrum standen? Im alten Griechenland gäl-

ten wir als „Banausen“. Aristoteles würde den heutigen Menschen als einen „niedrigen Sinnes ohne Seelengröße“ bezeichnen. Auch für die Humanisten, Künstler und Gelehrten der Renaissance wäre unser Dasein ein unvorstellbares. Aber wen interessiert das heute noch? Offenbar wurde auch unser historisches Bewusstsein gecancel't.

Ich erinnere dennoch an diese Epochen – und an wunderbare Möglichkeiten, die Sinne zu schärfen und zu erproben. Zum Beispiel reisend, die Welt und sich selbst – im wahrsten Sinn des Wortes – zu erfahren. Der englische Schriftsteller und Philhellene Patrick Leigh Fermor (1915–2011), der für seinen Freund Lawrence Durrell (1912–1990) „so ziemlich der hinreißendste Spinner“ war, dem er je begegnet ist, hat Bände gefüllt mit seinen „hellenistischen“ Erfahrungen und Begegnungen.

„Man könnte jene leidenschaftliche Erregung und Begeisterung, die mich in jeder einzelnen Sekunde erfüllte, gar nicht überschwänglich genug beschreiben. ... Es gab kaum etwas durch die fünf Sinne zu Entdeckendes, das nicht geschärft und verwandelt, nicht auf seltsam wunderbare Art zum um so größeren Vergnügen wurde, je vertrauter es wurde und je öfter es sich wiederholte.“ Die Euphorie „verstärkte Geschmäcker, verwandelte Aromen, setzte Gesichtern und Landschaften imaginäre Lichter auf, verlieh ihnen neue Facetten, Lauten neue Schwingungen, Oberflächen mehr Tiefe, Farbe, Textur und Zusammenhalt und sorgte für eine Intensität, die den Leuten bisweilen vorgekommen sein muss, als hätte ich eine Schraube locker.“

Wird es jemals wieder möglich sein, sich so einfachen Empfindungen hinzugeben? Das Meer, das Wasser, das sinnlichste aller Elemente, so feinsinnig und stark zu erleben wie Lawrence Durrell auf Zypern?

„Es war eine gute Idee, den Sonnenaufgang an diesem vergessenen Punkt der Geschichte zu überraschen – an der ausgekehlten Bucht mit ihrem großen Felsfingerring, der sich geduldig mahmend erhob – und eine Weile dem ältesten Laut der europäischen Geschichte zu lauschen: dem Seufzen der Wogen, die zu schaumigen Rundungen schwellen und sich über diesen Teppich aus entfärbtem Sand breiteten.“

Franz Schandl

Dasein als Fortsein

Über Nahes und Fernes. Über Reise, Distanz, Transparenz

„Die Nähe schreckt nur,
weil sie eine riesenhafte Ferne ist.“
(Arnolt Bronnen)

Wir sollten *das Nahe* und *die Nähe* nicht einfach gleichsetzen. Als grobe Richtschnur mag gelten: Örtlich unterscheiden wir *die* Nähe und *die* Ferne, mental jedoch unterscheiden wir *das* Nahe und *das* Ferne. Wie das Nahe und die Nähe nicht identisch sind, so auch nicht das Ferne und die Ferne. Dass die Ferne das Ferne begünstigt, sei zugestanden, auch, dass die Nähe das Nahe fördert. Bedingen müssen sie sich deswegen aber nicht.

Doch könnte man nicht genauso umgekehrt argumentieren? Wäre das weniger plausibel? Die Nähe wäre demnach eine Größe sinnlichen Empfindens, das Nahe Kategorie örtlichen Daseins. Gegen beide Varianten fallen einem diverse Einwände ein. Wobei auch niemand so genau weiß, wo die Nähe aufhört und wo die Ferne beginnt. Dass die Ferne weiter weg ist, hilft auch nicht viel weiter. Was ist *weit* und was ist *weg*? Und was ist *weit weg*? Unterschiedliche Assoziationen überlappen sich auf gar vielfältige Weise, sind also nicht zwingend. An dieser Unschärfe werden wir im Essay nicht vorbeikommen. Vorab sei also bemerkt, dass wir die Widersprüche nicht auflösen, sondern bloß aufbereiten können.

Einige terminologische Probleme puncto Nahe und Nähe seien in Folge gelistet:

Ich bin dir nahe, sagt, dass ich deine Nähe spüre, aber nicht, dass ich deswegen in deinem Nahbereich sein müsste. Im Nahen ist derlei freilich leichter.

Ich komme dir näher, meint, dass meine Nähe intimer und intensiver wird. Aber man könnte den Satz auch auf das Räumliche beziehen.

Ich komme dir nahe, wäre hingegen eindeutiger, und das, obgleich der Komparativ in den Positiv zurückgestuft wird.

Ich bin in deiner Nähe, sagt primär etwas über das räumliche Verhältnis aus. Aber wiederum nicht nur. *Ich will mich dir nähern*, kann sowohl mental als auch örtlich gemeint sein.
Etc. Etc.

Was die Bedeutung der Vokabel betrifft, haben wir es mit überlappenden Feldern zu tun. Sie sind zwar keine Synonyme, aber sie sind doch bedingt synonym verwendbar. Was die Angelegenheit nicht leichter macht. Hier sind jedenfalls keine strikten Lesarten oder gar Eindeutigkeiten vorgegeben. Assoziationen überschneiden sich. Jede Sortierung gleiche einem heillosen Prozess. Nur im Kontext kann es gelingen, die angewandten und eng verwandten Wörter zu dechiffrieren. Präzise werden sie dadurch aber nicht.

Sehr nahe und zu nahe

Wenn einen das Nahe allerdings berührt, die Nähe näher kommt, wird sie *sehr nahe*. Es wird unheimlich dicht, ja intim. Nähe ist, wenn einen das Nahe emotional ergreift. Denn wirkliche, also wirkende und wirksame Nähe, so würden wir annehmen, kann es nur im Nahen geben. Nähe wäre demnach das Nahe, das in uns sitzt oder liegen bleibt. Wo die Differenz durch Identifikation (nicht: Identifizierung!) zwar nicht gelöscht, aber doch aufgehoben wird. Sie sind nicht gleich, aber auch nicht ungleich, sie sind ganz dialektisch zu denken und im Übergang, der auch stets ein Untergang ist. Das Nahe hingegen ist die unmittelbare Umgebung in ihrer Objektivität, egal auch, wie wir sie ranlassen oder spüren, resp. wie sie in uns eindringt, sie sich an uns ranmacht.

Nähe fördert Intimität, aber sie bedroht einen auch damit. Intimität, die man nicht haben möchte, aber

unsereins doch übermächtig, wird als Aufdringlichkeit, ja Belästigung empfunden. Aus Begegnung wird Beengung. Eine, der man schlecht entfliehen kann, aber doch entfleuchen möchte. Transparenz, die zur Pflicht wird, berührt unangenehm. Sie perlustriert einen regelrecht. Den Menschen geht also oft diese Nähe *nicht nahe*. Sich dem Nahen zu nähern, scheint gegebenenfalls anachronistisch, natürlich auch, weil man die Zwänge derselben nur zu gut kennt. Das Nahe berührt so auf eigenartige Weise kaum, kommt einem, gerade weil es in der Nähe ist, nicht nahe. Es bestimmt zwar das Leben, aber es bestimmt nicht Träume und Wünsche. Das tut vielmehr die Ferne, die reale, aber auch die visionäre, insbesondere die im Fernweh ersehnte. Der Reiz des Fremden überbietet den Reiz des Bekannten. Die Nähe ist zu real, zu krude, zu profan, sie sperrt sich gegen diverse Luftschlösser. In der Ferne vermag man sich durchaus vorzustellen, was man sich in der Nähe nicht vorstellen kann. Die Potenzen der Projektion sind diesbezüglich wesentlich höher.

Menschen geht diese Nähe oft *zu nahe*. Dem Nahen ist nicht zu entkommen. Eins ist andauernd in dieser seiner Nähe, wo auch sonst. Örtlich sind wir uns immer nahe, wir treiben uns stets in unserer Nähe herum. Zumindest im analogen Universum. Bloß in den galaktischen Weiten der Netze ist das *Fortsein* heute nur bedingt mehr ein *Wegsein*. Die virtuelle Welt verbindet das *Da* und das *Dort* auf ganz eigentümliche Weise. Man kann sich sehen und hören und wahrnehmen, obwohl man weit voneinander entfernt ist. Fernes wird ganz nah. Bedingung ist, dass man sich die entsprechenden Geräte leisten und sie bedienen kann. Was zur Folge hat, dass auch die gegenseitige Verständigung immer mehr äußere Energie verbraucht, das ganze Arsenal von Erdöl bis Lithium aufgeboten werden muss.

Wenn wir die Nähe als das bestimmen, was in der unmittelbaren Umgebung ist, was heißt das dann für das Individuum selbst? Denn ich *bin* zwar in meiner Umgebung, aber ich *bin nicht* meine Umgebung. Das Nahe braucht eine minimale Distanz zum Ich. Das Nahe ist jedenfalls nicht weit weg. Indes wäre es absurd zu sagen: Ich bin in meiner Nähe. Ebenso fraglich ist freilich die Aussage, dass man *bei sich* ist, nur weil man *in sich* ist. Aber das sei hier bloß angedeutet.

Nähe ist einem gegeben, mag sie uns auch nicht besonders nah sein. Die Furcht vor der Nähe rührt

wohl auch daher, dass man sie einerseits besser kennt, aber auch, dass man andererseits in ihr besser bekannt ist und gekannt wird. All dies wird nicht nur als Bereicherung sondern auch als Bedrängung wahrgenommen. Ferne ist unbestimmt, während Nähe bestimmt. Sie gibt vor, steckt das Korsett der Konvention ab. Ferne kann man beliebig wechseln, Nähe nicht. Masche und Maschinerie regelnder Vorgaben sind liiert mit dem Nahen und der Nähe. Diese setzen Ordnung und Zuordnung, Gebundenheit und Abhängigkeit, nicht Freiheit. Das Unbekannte, das Unerschlossene, das Unerfüllte der weiten Welt fasziniert oft mehr als das Bekannte der Unmittelbarkeit. Ferne verspricht Weite und Offenheit, vor allem auch Unverbindlichkeit und Ungebundenheit. Ferne suggeriert auch: ich bin entkommen, zumindest davongekommen. Wenn meist auch nur kurz. Gerade das Unbestimmte der Ferne und des Fernen, also aller Fernen versetzt einen jedoch in Sphären des Möglichen, die Bestimmungen des Alltags können als überwindbar veranschlagt werden. Das mag Fiktion sein, aber sie wirkt.

In der Sehnsucht nach der Ferne und dem Fernen steckt so auch die Beklemmung der Nähe. Eine Flucht vor den Vertraulichkeiten und Zudringlichkeiten des unmittelbaren Daseins ist naheliegend. Es eine Flucht aus der Intimität in die Anonymität. Zu nahe kommen soll man sich ja nicht. In Zeiten des allgegenwärtigen Übergriffs, und sei es der halluzinierte, wirken das Nahe und die Nähe schon per se als Bedrohung. Da wird es schnell eng, zu eng. Besser Distanz halten. Aus der Ferne kann man ja meistens wieder zurückkehren, doch die Nähe verlässt einen nie, man mag sich ihr ab und zu entziehen, man kann jedoch nicht aus ihr einfach abhauen, ohne dass sie uns wieder einfängt, oder dass uns anderswo eine andere einfängt. Das ist nämlich der Fall, sobald man in der Ferne bleibt und deren ursprüngliche Charaktere sich auflösen. Ist man zu lange in der Ferne, verliert sie sich, kurzum sie verwandelt sich in Nähe. Ferne wäre keine Ferne mehr. Im Normalfall, der Rückkehr, verlässt *man* die Ferne also immer wieder. In der Nähe jedoch hinterlässt *man sich* immer wieder. Man ist in ihr gefangen und somit fast immer zugegen, sonst wäre sie keine Nähe mehr. In der Ferne ist man nur sporadisch, und auch nicht in *einer* bestimmten, sondern mal da, mal dort. Wie immer, ist alles Einfache stets diffizil. Das Einfache ist das Komplexe, dem man das Komplexe nicht mehr ansieht. Räumlichen Gebundenheiten entgehen wir nie.

Den Terminus *Fernweh* gibt es übrigens erst seit der Romantik, er ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Besagtes Fernweh ist wohl nichts anderes als transformiertes oder besser noch: *transportiertes Heimweh*. Gerade weil man dem Nahen in der Nähe nicht und nicht traut, projiziert man Sehnsüchte in die Ferne. Fernweh wie Heimweh gleichen einer der Versagung entsprungene Sucht nach einem geglückten Leben. Der Nenner von Heimweh und Fernweh ist das *Weh*, bezogen auf diese Welt als auch auf das individuelle Schicksal. Sie beschreibt eine Entsaugung, die nicht gewollt ist und schon gar nicht geliebt wird, die jedoch Sehnsüchte auslöst.

Von Passanten zu Passagieren

Natürliche Bewegungsfreiheit hat ihre Grenzen. Nur in der unmittelbaren Nähe kann man auf die Ausschließlichkeit körperlicher Bewegung, die Selbstbewegung, setzen. Je größer die Entfernung, desto mehr muss man auf das Bewegt-Werden, auf den *Transport*, umsteigen. Man verkehrt dann in und mit einem Verkehrsmittel. Man muss zusteigen, d. h. ein- oder aufsteigen. Zumindest wenn es darum geht, schnellstens von A nach B zu kommen. „Das Wort ‚steigen‘ zeigt es deutlich: wir steigen aufs Pferd, steigen ins Auto – wir *erheben* uns, um fortgetragen zu werden, hingerissen von der Prothese, die unsere Beweglichkeit erhöht (...), die der Gewalt der Geschwindigkeit ausgesetzten Reisenden sind ‚Zwangsverschleppte‘, buchstäblich

Deportierte ...“, schreibt Paul Virilio. (Fahren, fahren, fahren ..., Berlin (West) 1978, S. 80–82.) Heutzutage übernimmt man diese Deportation selbst. Der Tourist ist der Sich-Selbst-Deportierende. Regelmäßig lässt er sich an andere Orte versetzen. Er wird dabei aber nicht vertrieben, den Trieb sich zu versetzen, den hat er als bürgerliches Subjekt längst verinnerlicht. Reklame wirkt da nur noch als Überdetermination. Sie ist nicht allgemeiner Anlass, sondern spezifischer Anreiz im Wettbewerb der Destinationen.

Ferne ist nur zu haben, wenn wir sie erreichen können. Sie bedarf des professionellen Transports, einer ungeheuren Mobilisierung äußerer Energien. Wer überall sein will, kann die entsprechenden Bewegungsmittel (Kutsche, Eisenbahn, Auto, Schiff, Flugzeug) nur affirmieren. Zumindest praktisch. Sie sind unbedingt notwendig, will man aus dem engen Kreis der angestammten Umgebung heraustreten. So werden wir von Passanten zu Passagieren. Zu Passagieren der Mobilisierung. Die Proportionen zwischen Zuhause und Unterwegs, zwischen Da-Sein und Dort-Sein haben sich verschoben und sie verschieben sich weiterhin. Das Wohin und das Woher werden wichtiger als das Wo. Der Modus der Bewegung obsiegt über den Status der Sesshaftigkeit.

Wegfahren und wegfliegen steht auf der Tagesordnung. Nur keine Ruhe, nur keine Rast. Rasten heißt Rosten. Hasten statt Rasten ist angesagt. Nicht da zu bleiben, sondern sich *fortwährend fortzubewegen*, gehört zu den ultimativen Aufforderungen der Zeit, Aufforderungen, die freilich als subjektive Herausforderungen funktionieren. Aus Außen wird Innen. Die es sich leisten können, haben es (sich) zu leisten. Gegenwärtig meint Reisen den industriell vorprogrammierten Ortswechsel in Serie. Nichts wie weg! Sein heißt fortan Unterwegs sein. Aus Dasein wird Fortsein. Was wir einstens in der Masse nicht gewesen sind, das sind wir inzwischen geworden: *fähig zur Entfernung*. Indes waren die Leute früher leichter anzutreffen, man wusste meistens, wo sie ungefähr stecken, heute muss man sich immer wieder etwas ausmachen, um sich überhaupt begegnen zu können. Moderne Menschen benötigen Termine und Koordinaten.

Mobilität ist nur noch in Form der Mobilisierung zu haben. Sie ist, sich stets steigend, ihr ständiger Komparativ: schneller, weiter, mehr. Das Nahe hingegen bedarf keiner Mobilisierung und schon gar keiner Motorisierung, gute Schuhe oder ein

Neu: Philosophie bei Marx



Norbert Walz
Verdrängte Philosophie
Zur Bedeutung der Metatheorie von Marx'
Kritik der politischen Ökonomie

Reihe: BLACK BOOKS, 550 Seiten, 49,80 EUR (D),
51,20 EUR (Ö), ISBN 978-3-89657-025-3

Das Buch integriert mehrere unorthodoxe Lesarten zu einem neuen Verständnis von Philosophie innerhalb der Marxschen Theorie. Entgegen einer naturalistisch orientierten Grundlegung im Sinne Engels, aber auch entgegen einer verkürzten methodischen Rezeption innerhalb der Neuen Marx-Lektüre, wird Philosophie verstanden als Ressource von Vorstellungen eines guten Lebens für alle leidensfähigen Individuen.

Autor Norbert Walz ist promovierter Philosoph. Er lehrt Sozialphilosophie, Anthropologie und Angewandte Ethik an der Universität Erlangen-Nürnberg.



www.schmetterling-verlag.de

Fahrrad reichen. Aber gerade auch aus diesen Gründen ist die Nähe wirtschaftlich ziemlich uninteressant. Sie rechnet sich zu wenig, daher sind ihre Insassen aufzustacheln, ihre angestammten Distrikte regelmäßig zu verlassen. Nicht bloß Waren gehen auf Reisen, auch die Warenbesitzer haben sich anzuschließen und brechen auf, wo immer sie hingelockt werden. Globalisierung ist überall. Wirtschaft drängt zur ständigen Deportation, die die Deportierten selbständig zu übernehmen haben. Man hat sich zu exportieren. Das Geschäft mit der Ferne rechnet sich eindeutig besser.

Je weiter wir weg wollen, desto weniger können wir auf unsere eigenen Kräfte vertrauen, wir benötigen Fortbewegungsmittel. Wir brauchen technisch-strukturierte Geräte, die uns durch Motorisierung Mobilität verschaffen. Strom auf jeden Fall. Wir brauchen viel zugekaufte und in der Herstellung arbeitsaufwendige Energie, externe Energie aus fossilen Quellen. Und auch wenn der fossile Anteil prozentuell sinkt, stoppt das nicht den galoppierenden Verbrauch. Relationen bremsen auch nicht das weiter wachsende Quantum an Fortbewegungen.

Die Bewegungsmittel, die man in der Nähe braucht, sind andere als die, die man für die Ferne haben muss. Auch das Tempo ist zu unterscheiden. Wege in die Ferne können nicht durchschritten oder erwandert werden. Beim Gehen werden die Wege mitgenommen, beim Fahren und Fliegen werden sie nur gestreift. Der Reiz des Fahrrades liegt übrigens auch darin, dass es in beiden Welten zu Hause ist. Im motorisierten Transportwesen geht es auch vornehmlich um die Reduzierung von Zeit. Wir huschen nur so durch und über die Landschaften. Diverse Wege sind zu *überfahren* oder zu *überfliegen*. Flugscham war gestern.

Fürderhin *steigen* wir nicht nur in ein motorisiertes Vehikel *ein*, wir *steigen* auch aus der Landschaft *aus*. Einsteigen bedingt Aussteigen. Wege sind Strecken, die sich zoomen. Wir nehmen von den Zwischenräumen nichts mit, sie sind als separierte kaum mehr lokalisierbar. Je höher die Geschwindigkeit, desto weniger kann man wahrnehmen. Schon gar nicht im Detail. Man tastet sich nicht vor, man fährt oder fliegt, anders sind diese Entfernungen gar nicht zu überwinden und bestimmte Destinationen zu erreichen. Sind große Distanzen zu bewältigen, dann sind Räume zwischen Start und Ziel zu entsorgen. Man muss so tun, als gäbe es sie nicht. Sie sind sukzessive zu komprimieren. Wenn wir nur schon beamen könnten.

Der kosmopolitische Weltbürger, war der nicht immer unser Ziel? Überall sein zu können, wo es hindrängt. Es gilt die Menschen von ihren Herkunftsorten zu lösen, sie als Nomaden wie Monaden zu formatieren. Den Stürmen, Schüben, Moden, ist zu folgen. „Freizügigkeit“ nennt sich mitunter diese neuzeitliche Erscheinung. Menschen, nunmehr von ihrer Scholle befreit, haben fortan die ständige Mobilisierung der Märkte zu vollziehen. Ihr Mobilisierungsbedürfnis gehorcht dem Mobilisierungsbedarf des Kapitals. Alles soll Teil und Moment des kommerziellen Universums werden. Durch Mobilmachung werden wir abgerichtet. Zurückgebliebenheit wird in Losgelöstheit umgetauscht, ganz den aktuellen ökonomischen Erfordernissen entsprechend. Die strukturell gewordenen Völkerwanderungen erfordern ein globales Transportsystem. Von der Reise bis zur Migration.

Wir haben sowieso zu wollen, was uns geschieht. Da gibt es nichts zu entscheiden. Deshalb entscheiden wir auch so. Waren wie Menschen sind disponibel zu halten und flexibel zu gestalten, jederzeit transferierbar. Aber Menschen müssen das selbst erledigen. Ihnen kann man nicht einfach befehlen. *Sie sollen wollen, was sie müssen*. Der Zwang muss sich in einen Willen übersetzen. Erst dann wird Willigkeit als Akt der Freiheit erscheinen und freier Wille genannt werden.

Verkehrssklaverei

Ist nicht jeder Weg eine Reise? Eine Reise muss ein *besonderes* Ziel haben, will sie als solche gelten, es muss sich um eine Route außerhalb der täglichen Routine handeln. Die Fahrt zum Arbeitsplatz, zur Schule, ins Krankenhaus oder zum Einkauf fällt normalerweise nicht darunter. Einst waren die Menschen, von einigen Ausnahmen abgesehen, Gefangene ihrer Scholle, nunmehr werden sie, von immer weniger Ausnahmen abgesehen, zu Getriebenen des Tourismus. Aus Eingeborenen der Einfalt, werden Ausgeburten des Ausflugs. Wobei Ausflug, bei aller Fragwürdigkeit des Begriffs, immerhin noch das Gelegentliche im Ausdruck betont, von einem kurzfristigen Intermezzo spricht, nicht von einer regelmäßigen Schaltung. Reisen eröffnen da einen anderen Horizont. Aus dem Ausflug ist ein Urlaub geworden, die Verweildauer im Anderswo hat sich erhöht. Reisen beschreiben heute Phasen des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens, die keine bloßen Unterbrechungen mehr sind.

Reisen kann man auch ohne Urlaub, aber aktuell setzen viele Reisen einen Urlaub, und sei es einen Kurzurlaub, voraus. Der Urlaub ist weniger eine Sistierung des Alltags (wenngleich er das suggeriert), als eine spezifische Fortsetzung des geschäftlichen Gebarens in anderer Umgebung. Es geht um die Bedienung eines bestimmten Industriezweigs durch die dafür ausgesandten Warensubjekte. Urlaub ist ein gar seltsamer Zustand. Es gilt nicht mehr gleich brutalen Kolonialisten die Weltgegenden für sich zu erobern, zu unterwerfen und zu berauben, es ermächtigt aber ungehobelte Touristen, die sich alles leisten dürfen, weil können, dort als Herren aufzutreten. Die überlegene finanzielle Potenz macht's möglich. Sie unterscheidet auch, wer zu dienen hat und wer bedient wird. Der Urlaub ist ein fester Bestandteil internationaler Verwertungsketten.

Zu Hause urlauben ist äußerst schwierig. Als Urlaubende zieht es Menschen stets anderswo hin. Das Anderswo ist heute anders als in der traditionellen Sommerfrische weniger konkretes Ziel als chronische Ambition, überall zugegen sein zu können. Unsere Aufgabe besteht darin, vorgegebene Routen und Orte per Flugzeug, Schiff oder Auto abzuklappern und entsprechend, also: maßlos zu frequentieren. Das Reisen steht unter der Herrschaft des Verkehrs, also der Mobilisierungsindustrie. Ivan Illich bezeichnete sie als „Verkehrssklaverei“. (Fortschrittsmythen, Reinbek/Hamburg 1983, S. 83)

Wenn Vertreter der Fremdenverkehrswirtschaft meinen, diese sei keine Industrie sondern eine Dienstleistung, irren sie. Geradezu fließbandmäßig produziert der Tourismus Touren und Touristen. Der serielle Charakter ist offensichtlich und die Fabrikation von Häusern und Hütten, Chalets und Hotels, von Strand- und Liftanlagen, fällt unter seine Produktpalette. Unsere disponible Zeit ist gefälligst der Freizeitindustrie zu opfern, d. h. Meilen abzuspulen, bei Events zugegen sein und vor allem für das Shopping zur Verfügung zu stehen; im Ergebnis also möglichst große ökologische Fußabdrücke zu hinterlassen. Die werden merklich größer, insbesondere auch, weil die Touristen in Summe mehr werden. Jedenfalls hinterlässt man die Urlaubsdomizile meist etwas ramponierter als vordem. Auch als genügsamer Tramper.

„Warst Du auch schon ...?“ ist eine oft gestellte Frage aller Touristen an ihresgleichen. Es geht darum, Orte abzuhaken und Beweismaterial zu si-

chern. Fotografieren und Filmen gehört dazu, ebenso die Requisiten und Souvenirs, die es zu erstein und als Beute heimzubringen gilt. Reisen in Permanenz ist angesagt. Vor allem die frischen Pensionisten, oft noch mit guter Rente, guter Gesundheit und guter Laune ausgestattet, reisen und rasen rund um die Uhr um den Erdball. Als Lemminge der Tourismusbranche werden sie durch die Welten gelotst und trappeln hinter den Fähnchenträgern her. Fremdenverkehr nennt sich dieser Verkehr, wo die Fremden dann einmal weder fremd noch verkehrt sind, solange sie Geld ablassen. In Zeiten des sogenannten Overtourismus wird dieses Treiben jedoch zusehends zu einer Plage für die an den Orten lebende Bevölkerung.

Lernt man nicht die Welt kennen, wenn man verreist? Auf jeden Fall lernt man das Reisen kennen, die Reisebüros und Transportmittel, die Hotels und Restaurants, die Läden, die Strände, die Flaniermeilen. Nicht die Lebenswelt lernt man kennen, sondern die Geschäftswelt, die dafür aber nachhaltig. Die jeweilige Entfernung sagt wenig über den Grad der Differenz aus. Das Ziel der Reise mag nicht die Reise sein, aber das Ziel ist nur durch die Reise erreichbar. Die Reise führt zum Ziel, doch das Reisen bedient ökonomische Vorgaben. Die Reise ist Voraussetzung für die Ferne. Sie bestimmt das aufwendige Hin und Her.

„Der zur Fracht gewordene Mensch“ (Ivan Illich, Fortschrittsmythen, S. 88) ist ein Kind der Industrialisierung des Verkehrs. Wie viel Zeit verbringen wir eigentlich in den Vehikeln des beständigen Ortswechsels? Stau inbegriffen. Sind wir nur *oft*, oder schon *zumeist* auf Achse? Momente, wo wir weder in der Nähe noch in der Ferne sind, werden mehr. Benötigen wir eine zusätzliche Kategorie? – Kaum. Anders als Nähe und Ferne ist das *Unterwegs* nur Mittel zum Zweck. Doch dieses Mittel hat sich verselbständigt, ist eben als Reisen zum Ziel einer ganzen Branche geworden, d. h. zum Verkaufsobjekt, zur Ware. Die Bewegung an sich ergreift immer mehr Zeit und Raum. Die disponible Zeit nimmt letztlich ab, weil die disponierte Zeit zunimmt.

Wenn wir fahren und fliegen, wo sind wir da? Unterwegs, zweifellos, aber was sagt das aus? Auf jeden Fall, dass die zu durchstreifenden Wege in unserem Leben immer länger werden. Die Momente, wo wir Ruhe haben und Ruhe geben, hingegen weniger. Wir haben keine Ruhe zu haben und wir haben keine Ruhe zu geben, wir haben

geschäftig zu sein, auch in der sogenannten Freizeit, die bloß eine Verlängerung der Arbeitszeit darstellt. Freizeit ist eine durch und durch moderne industrielle und kapitalistische Größe.

Serieller Tourismus

Die aktuelle Entwicklung ist durch zwei nur oberflächlich widersprechende Tendenzen geprägt: *Das* Reisen insgesamt wird länger, aber *die* Reisen im Einzelnen werden kürzer. Reisen wird oft zum Trip. Städtetrips sind in den letzten Jahrzehnten zum Hit geworden. Ein Wochenende dort, ein paar Tage da, kurz mal zum Marathon nach New York. Wer noch nirgends gewesen ist, ist nicht. „Du, warst du schon in ...; „Du, wir waren kürzlich ...“; „Du, wir fliegen jetzt ...“. Wer noch nie wo gewesen ist, mag arm und bedürftig sein, wer aber andauernd irgendwo sein muss, ist nicht reich, sondern lediglich süchtig.

Das Grundbedürfnis auch anderswo zu sein, wird im Tourismus pervertiert. Das Anderswo wird von einer Möglichkeit zur Pflicht. Ferne wird kommerziell bespielt, vor allem durch die penetrante Reklame der Fremdenverkehrsindustrie. Schließlich geht es um die Massenproduktion postmodernisierter Kreuzritter, die im Namen und Auftrag von Ware und Geld den Planeten mit ihren Werten überziehen. Keine bedeutende Stadt, kein Land, kein Strand, keine Destination soll uns entgangen und entkommen sein. Nicht einmal vor regelmäßigen Fernreisen wird zurückgeschreckt oder gar gewarnt, vielmehr wird dafür eifrig geworben. Wo man nicht überall gewesen sein soll, als Weltbürger. Der Weltbürger wird zum Weltenbummler.

Die Flaniermeilen der Städte gleichen sich indes immer mehr an. Man achte auf Geschäfte und Plakate, auf Einschaltungen und Beschallungen, auf Logos und Marken. Wo bin ich, wo? Ich könnte überall sein. Anderswo ist es genauso. Irgendwo gleich Nirgendwo. Auf dem bereits 2004 erschienenen Tonträger „Zombi“ der Hamburger Band *Kante* hört sich das so an:

*Vor meinen Augen
beginnt es zu flimmern
ich hab keinen Schimmer
wo ich hier bin
ist das die Stadt
aus der ich kam
ist das der Ort
an den ich will
oder nichts von alledem.*

*Hamburg, Toulouse
Odessa, Katar,
Sao Paulo, New York,
El Paso, Dakar
London, Nairobi,
Jakarta, Peking,
(...)*

Das Bedürfnis immerzu fortzufahren, bedeutet, dass so fortgefahren wird wie bisher. Man kann nicht salopp davon sprechen, dass es gilt, den Globus zu bereisen und kennenzulernen. Zweifellos, man kann in der Ferne anderes kennen lernen. Aber kann man in der Ferne mehr kennen lernen als man auch in der Nähe kennen lernen kann? Die Summe der Impressionen ist nicht unendlich, sondern begrenzt wie unser Aufnahmevermögen. Erkenntnis und Erlebnis laufen keineswegs synchron. Sie korrespondieren nicht mit abgespulten Kilometern.

Das Nahe dagegen ist verpönt. Das Nahe riecht nach Provinzialismus, nach Rückständigkeit, nach Borniertheit, möglicherweise gar nach Heimat. Man hat vielmehr mobil zu sein. Der Tourismus hat zu boomen. Was wären wir ohne Fremdenverkehr? Eben. Die Äpler wissen das, auch wenn sie es gar nicht mehr aushalten. Wenn etwa der Tourismus in Österreich eine der wenigen Wachstumsbranchen ist, was sollen sie noch gegen ihn sagen? Wer möchte Arbeitsplätze und Wachstum gefährden? Das müssen wir hinnehmen, da hilft nichts. Fremdenverkehr, das ist, wenn der Besuch zur Heimsuchung wird. Aus weltoffen wird arschoffen. Das ständige Verreisen ist vergleichbar der Gier nach seltenen Erden oder der nach billigen Arbeitskräften. Es macht das Kapital und seine angestammte Belegschaft, die süchtigen Bürger regelrecht geil und toll. Wir können uns alles leisten. Wir dürfen uns so aufführen. Tatsächlich, wir tun es ja.

Abschied vom Weltbürger heißt Abschied vom marodierenden Mob dieser Kosmopoliten. Man will sich gar nicht vorstellen, was es bedeuten würde, könnten alle Weltbürger werden. Wenn alle Menschen so bürgern wie die Weltbürger heute schon bürgern, kann das nur im Tollhaus enden. Ökologisch tragisch und mental fatal. Insofern ist dieser Beitrag ein entschiedenes Plädoyer sich zuvorderst auf die riesenhafte Ferne der Nähe einzulassen und die Weite des Planeten nicht nur ob des ökologischen Fußabdrucks selektiv zu erkunden und nicht seriell zu bespielen.

Hermann Engster

Unvergleichbares vergleichen

Rezension zu:

Nils Meier: Das Groteske ist Mimesis ist Allegorie.
Eine wertkritische Revision literaturwissenschaftlicher Begriffe
am Beispiel der Erzählungen von Gogol.

In: Literatur. Forschung und Wissenschaft, Bd. 45, Berlin: Lit-Verlag 2025

Eine „verkehrte Welt“, nennt Marx die Gesellschaft der warenförmigen Moderne. Dichter, noch fern aller gesellschaftstheoretischen Durchdringung, aber mit Sensibilität für die Veränderungen in der Gesellschaft stehen ihm nicht nach. Goethe nennt sie eine „Welt des Wahns“, Jean Paul eine „tolle Welt“ („toll“ im damaligen Sinn von „verrückt“); zu nennen wären als Zeitgenossen E.T.A. Hoffmann, Gottfried Keller, E.A. Poe, Victor Hugo, Théophile Gautier, die Comics von Wilhelm Busch. Vollendet verzerrt erscheint diese Welt dann bei Kafka und Beckett, im Film bei Chaplin. Und eben früh bei Nikolaj Gogol (1809–1852), dessen Erzählungen der Jenaer Slawist Nils Meier eine Studie gewidmet hat.

Etwas kryptisch kommt der Titel des Buchs daher, deshalb einige Erläuterungen. Zum Grotesken: Die Darstellungsweisen einer „verrückten Welt“ werden in der Kunsttheorie mit dem Gattungsbegriff des Grotesken gefasst. Abgeleitet ist der Begriff vom italienischen *grotta*, „Höhle“, *grottesco* also „zur Höhle gehörig“. Der Ursprung liegt in der Renaissance, als man in Rom den verschütteten Palast des Kaisers Nero, die Domus Aurea, erschloss und hier merkwürdig verzerrte Wandgemälde entdeckte. Seitdem werden in der bildenden Kunst Werke mit Darstellungen verzerrter, teils komischer, teils bedrohlicher Wirklichkeit so bezeichnet, in der Tanzkunst ist es der Tanz mit verzerrenden Bewegungen, in der Literatur Erzählformen, die Widersprüchliches auf übersteigert komische oder grauenerregende Weise darstellen.

Mimesis kommt vom altgriechischen *mímēsis* und bedeutet „Nachahmung“, Mimesis in der Kunst ist Nachahmung der Natur oder der Wirklichkeit.

Doch geht es dabei um mehr als nur um bloße Nachahmung; es geht um Tieferes: um die Integration des Anderen in das Eigene. Und schließlich um deren poetische Transformation in die Figur der Allegorie.

Allegorie, altgriechisch *allegoría*, bedeutet „andere Sprache“. Sie ist eine Form indirekter Aussage; dabei werden eine Sache oder Person aufgrund ihrer Ähnlichkeit als Zeichen für eine andere Sache oder Person eingesetzt, z.B. die Göttin Justitia mit Augenbinde, Waage und Schwert für die objektive, unparteiische Gerichtsbarkeit.

In den Wissenschaften wurden Werke des Grotesken bislang werkimmanent interpretiert, als ein spielerisches, experimentelles Abweichen von geltenden Kunstnormen in komischer oder satirischer Absicht. Leitend dafür war der Begriff der Kunst-Autonomie. So unabdingbar dieser ist, so wurde doch bei deren Verabsolutierung die Frage ausgeblendet, welche gesellschaftliche Realität hinter diesen Verzerrungen stehen könnte: gesellschaftliche Krisen, die in der Kunst als „Probleme der Form“ (Adorno) wiederkehren. Nils Meier entfaltet das an Gogols Erzählungen.

Ausgangspunkt ist die Gesellschaftstheorie von Marx, nicht dem Marx der Arbeiterbewegung, sondern dem der Kapital-Analyse. Neben weiteren Vertretern wie Lukács, Rubin und, eher indirekt, Adorno sind seine wichtigsten Stützen Robert Kurz und Moishe Postone als Repräsentanten der Wertkritik. In einer Einleitung skizziert er knapp, aber präzise deren theoretische Grundlagen. Zentrale Kategorie ist die von Marx erkannte Totalität der Warenform, die dann von Lukács zum Konzept der Verdinglichung der Warenförmigkeit fortent-

wickelt wurde. Die Wertkritik hat dies zur Erkenntnis geschärft, dass diese Totalität einen Zwang erzeugt, der die Wirklichkeit unentwegt für die Warenform zurichtet.

So auch bei Gogol, aufschlussreich genug, einem Zeitgenossen von Marx. Die Warenform mit ihrer sich durchsetzenden Durchdringung der Realität prägt auch bei Gogol Struktur und Thematik des Werks. Meier konzentriert sich auf die *Petersburger Erzählungen*, entstanden 1832–42, Literatur auf der Höhe von E.T.A. Hoffmann und mit einer Vorahnung von Kafka.

Zu dieser Hypothese tritt eine zweite, die sich mit dem Russischen Formalismus auseinandersetzt. Diese literaturtheoretische Bewegung setzte ab 1910 ein, wurde dann 1930 unter Stalin als „elitär“ gebrandmarkt und verboten, hat aber entscheidend die moderne Literaturtheorie bis hin zum Strukturalismus geprägt. Er wandte sich ab von den traditionellen kulturhistorischen und psychologischen Ansätzen und konzentrierte sich auf die funktionalen Mittel der poetischen Sprache. Das brachte einen erheblichen Fortschritt in der Literaturwissenschaft und verwandten Disziplinen wie der Märchenforschung und der Filmwissenschaft. Umso erstaunlicher ist es deshalb, dass die Warenförmigkeit als eine „totale Struktur“ in deren Literaturtheorie ausgeblendet blieb. Meier spricht von einem „blinden Fleck“ in dieser höchst anspruchsvollen Konzeption, auf deren Kategorien er sich gleichwohl entscheidend stützt.

Sein Ziel ist, die Allegorisierung der Warenform nicht nur auf begrifflicher Ebene zu zeigen, sondern an den Formen des literarischen Kunstwerks selbst. Er orientiert sich zunächst an Lukács' Kritik der Warenförmigkeit, insoweit diese als „Schematisierung des Bewusstseins“ erscheint, und plädiert dagegen für eine Dialektik, die er, Adorno folgend, als eine Denkbewegung nachzeichnet, die als eine Mikrostruktur des Denkens ihrer Sache selbst nicht sicher ist und die ihren Gegenstand in einem unentwegten, tastenden Umkreisen zu verstehen sucht. Adorno bezeichnet dieses Verfahren als „immanente Kritik“, als Konfrontation von Begriff und Sache.

Schon der Göttinger Germanist Wolfgang Kayser – einer der Hauptvertreter der sog. werkimmanenten Methode, einer Methode, die sich allein auf den Text selbst konzentriert, ohne Faktoren wie Autorbiographie, historischen Kontext, Psycholo-

gie zu berücksichtigen – Kayser hat in seinem grundlegenden Werk *Das Groteske* von 1957 das Groteske als Struktur erkannt und es als „entfremdete Welt“ identifiziert. Da ihm aber die angemessenen gesellschaftstheoretischen Begriffe nicht bekannt waren, gelangte er über die Ahnung einer unpersönlichen Herrschaft nicht hinaus, einer Herrschaft, die, so seine Ahnung, ein dämonisches Weltempfinden auslöse, das letztlich unfassbar und undeutbar bleibe.

Der Slawist Hans Günther hat in einer Studie *Das Groteske bei N.V. Gogol* von 1968 unternommen, die literarisch-formale Literaturanalyse mit der inhaltlich-gesellschaftlichen zu vermitteln, allerdings nicht hinreichend, weil immer noch, wenn auch nur rudimentär, dem orthodoxen Klassenkampfschema verpflichtet. Meier greift darüber hinaus, indem er das Groteske in der warenförmigen Totalität verortet und so zu einer umfassenderen Sicht der literarischen Funktion des Grotesken gelangt.

Eine in diesem Sinn überzeugende Deutung gelang schon Heinz Schlaffer 1981 in seiner Studie zu Goethes *Faust II*, in der er die am kaiserlichen Maskenball auftretenden Gärtnerinnen und Gärtner, die ihre Produkte anpreisen, als Allegorien ihrer Waren selbst enthüllte. (Wie nicht anders zu erwarten, hat sein scharfsinniges Buch in der Fachwelt kaum Resonanz gefunden. Dazu mein Aufsatz *Charaktermaskerade, Streifzüge* 65, 2015.)

Charakteristisch für Gogols literarische Technik sind die Montage von Disparatem und sein komischer, eben: grotesker Stil. Ein Beispiel aus dem unvollendeten Roman *Die toten Seelen*: „Die anderen waren auch mehr oder weniger gebildete Menschen: Der eine las Karamsin, der andere die ‚Moskauer Nachrichten‘ und ein dritter las sogar überhaupt nichts.“

Groteskes verbirgt sich im Doppelcharakter der Ware: Der Gebrauchswert hat eine konkrete fassbare Qualität, der Tauschwert hingegen eine abstrakte, qualitativ ist er ein Nichts. Doch auf diesem Nichts mit dem abstrahierend vergleichenden Bewerten (praktisch realisiert im Geld) beruht die gesamte Warenökonomie.

Diese Struktur der Wertform mit dem Vergleichen des Unvergleichbaren spiegelt sich in der für Gogol typischen Erzähltechnik des Abschweifens, „Digression“ genannt, eines Verfahrens, bei dem die Nennung eines Gegenstands die Nennung weiterer

auslöst, auch wenn dies den Erzählfluss behindert. Die „Naturalhaut“ (Marx, MEW 23,71) des einen Gegenstands wird einem andern implantiert, im wertförmig strukturierten Prozess zerfallen die Erscheinungen, werden dissoziiert und ohne Rücksicht auf ihre Qualität neu kombiniert. Dieses warenförmige Zusammenspiel von Dissoziation und Rekombination wird bei Gogol zur ästhetischen Form: als Stilgroteske, bei der man den Eindruck bekommt, dass die Wörter in Stücke zerlegt würden.

Im wertförmig strukturierten Prozess zerfallen die Erscheinungen, werden dissoziiert und ohne Rücksicht auf ihre Qualität neu kombiniert.

Immanent ist dem eine nihilistische Tendenz, die schon der Warenform eignet, da sie quasi organisch gefügte Zusammenhänge durch die Abstraktionen zerstört, da nur die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit als wertbildend zählt, nicht die Arbeit selbst und der Gebrauchswert des Produkts; denn bei allen Dingen und Tätigkeiten kommt allein der abstrakten Eigenschaft ihres Werts entscheidende Bedeutung zu. Diese in der Neuzeit allgemein durchgesetzte Auffassung kollidiert mit der ursprünglichen, „naiven“ Sicht, welche die abstrakte zu begreifen nicht fähig ist.

Gogol zeigt dies in seiner Erzählung *Der Mantel*. Der bitterarme Akakij benötigt einen neuen Mantel, da der alte verschlissen ist. Er sucht den Schneider Petrowitsch auf, der ihm erklärt, dass der alte Mantel nicht mehr geflickt werden könne und ein neuer her müsse, und er verlangt dafür 150 Rubel. Akakij reagiert schockiert: „Was! Hundertfünfzig Rubel für einen Mantel!, schrie der arme Akakij, schrie vielleicht das erste Mal in seinem Leben, weil er die Gewalt über seine sonst immer ruhige Stimme völlig verloren hatte.“ Es ist nicht die Habgier des Schneiders, die einen überhöhten Preis ansetzt, denn der Schneider weiß wohl, dass bei dem bettelarmen Akakij nichts zu holen ist, sondern es ist die normale Preiskalkulation, in die neben Materialkosten, Handwerksqualität eben die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit eingehen, die der Schneider aufgrund rationaler Kalkulation festsetzen muss, einer Rationalität, die den armen Schlucker aus der Fassung bringt. Erst die industrielle Massenproduktion hat dann die Waren für die Armen erschwinglich gemacht.

Marx selbst treibt einen erheblichen Aufwand, um zu zeigen, wie die warenförmige Totalität die gewohnten Denk- und Wahrnehmungsweisen überherrscht. Meier zeigt, wie Gogol die Abstraktifizierung, die Unterwerfung des Sinnlich-Konkreten unter das Allgemein-Abstrakte, literarisch gestaltet. Unfähig, diese neue Wirklichkeit mit dem Verstand zu begreifen, werden Gogols Menschen daran irre. Der Leser ist gefordert, im Scheitern der Figuren diese Verkehrung selbst nachzuvollziehen. Gogol selbst hat dafür kein theoretisches Konzept zur Verfügung, es ist aber die Mimesis des Dichters an die warenförmige Wirklichkeit, die ihn intuitiv dazu befähigt, diese Verkehrung literarisch zu gestalten. So bewahrt sich abermals Hans-Georg Gadamer's Diktum in seinem epochalen Werk *Wahrheit und Methode* von 1960: „Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor.“

Der Russische Formalismus hat das Konzept der Autonomie der Kunst zwar nicht erfunden, immerhin als Grundannahme in die Literaturwissenschaft installiert. Obwohl methodologisch ihm verpflichtet, weist Meier jedoch auch kritisch dessen „blinden Fleck“ auf: die Verkennung der dem literarischen Werk eingeschriebenen Warenförmigkeit, die als Wiederkehr des Grotesken im 19. Jahrhundert literarisch neu erscheint. Literatur kann die Welt nicht verändern, Literaturwissenschaft schon gar nicht. Diese vermag aber zu zeigen, wie Literatur den „ideologischen Schleier“ (Marx) der Gesellschaft allegorisch gestaltet und ihn vermitteltst theoretischer Reflexion zu lüften.

Meiers Buch, zwar angenehm jargonfrei geschrieben, ist für Nicht-Fachleute nicht leicht zu lesen, für Informierte aber ein Gewinn. Allemaal sei Leserinnen und Lesern empfohlen, Gogols Erzählungen zu lesen – ihnen werden die Augen aufgehen.

Emmerich Nyikos

Auf dem Weg ins dysfunktionale Absurde. Ein Blick aus dem Off einer vergangenen Epoche

„Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotive der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.“
(Walter Benjamin)

I.

Betrachtet man die Technologien der Menschheit historisch, so ist es bis jetzt immer darum gegangen, durch das Dazwischenschieben von Artefakten der verschiedensten Art zwischen Hand und Werkgegenstand, durch den Einsatz von selbst wieder fabrizierten Instrumenten im Arbeitsprozess (vom Faustkeil bis hin zur Maschine), den Wirkungskreis der manuellen Tätigkeiten immer mehr auszuweiten. D. h. es ging letztlich darum, Dinge fabrizieren zu können, die ohne diese Artefakte in den allermeisten Fällen gar nicht produziert werden könnten. Mit der Wissenschaft des Digitalen, der Kybernetik, der Informatik, der Cognitive Science, der Artificial Intelligence auf der Basis Künstlicher Neuronaler Netze, oder was auch immer in diesen Bereich fallen mag, ist nun aber die wissenschaftliche Basis gegeben, nicht nur das Werken als solches in seiner Gesamtheit, sondern auch, darüber hinaus, *das menschliche Denken* in Apparaturen auszulagern, die *selbsttätig* Resultate erzielen, seien diese nun materiell oder geistig. Dieses „Outsourcing“ nun, die Delegation spezifisch menschlicher Fertig- und Fähigkeiten an Apparate der verschiedensten Art, macht vor nichts halt: Sie setzt sich fest in der Produktion im engeren Sinn, in der Erzeugung des Gebrauchswertreichtums in handfester Form (Automatisierung

mittels Robotik in den Fabriken), im Transport (autonomes Fahren), in den Services (Computerisierung kommerzieller, juristischer und administrativer Routine und darüber hinaus), in der Wissenschaft (Automatisierung im Bereich des Experimentierens, Computerisierung der Berechnung, der Beweisführung und der Modelle), im Bereich der Management- und Investitionsstrategien (Data Mining, Übernahme von Planung und des *decision making* durch autonome KI-Agenten), im Militärapparat (Drohnen, Kampfroboter usw.) und schließlich auch im Feld der Ästhetik (Programme zur Generierung von Musik, in den Bereichen Komposition und Performance, von visuellen Repräsentationen, nicht zuletzt auch von Texten, inklusive Sprach-Übersetzung), ganz zu schweigen vom profanen Alltag (Smartphone mit den unterschiedlichsten Apps, sprachliche Steuerung diverser Geräte, GPS, ChatGPT, AIStudy-Buddy und was es davon noch mehr geben mag).

II.

Es wäre nun naiv anzunehmen, dass dies alles nur so, umstandslos, vom Himmel gefallen sein sollte, so wie das Manna in der Wüste. Vielmehr ist es ein direkter Effekt der Profitmaximierungstendenz des Kapitalsystems selbst, dem es immer darum zu tun ist, einerseits die Kosten im produktiven Bereich auf ein Minimum zu senken, was durch die Erhöhung des Produktivkraftniveaus seit jeher effektiviert wird, eine Tendenz, die, wie man weiß, durch die Konkurrenz, insbesondere auch die monopolistische der post-modernen Phase des bürgerlichen Systems – die Konkurrenz auf der Ebene des Aktionärseigentums –, rigoros aufgezwungen wird. Dem Kapital geht es andererseits aber auch

Neuerscheinungen



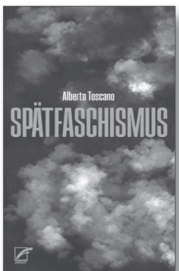
Großartige Graphic Novel über den intellektuellen Popstar der Linken

Nick Thorkelson
Herbert Marcuse
Eine illustrierte Biografie
128 Seiten | 18 €



Für eine linke Alternative zur Mehrfachdurchseuchung

Frédéric Valin & Paul Schuberth (Hg.)
Die verdrängte Pandemie
Linke Stimmen gegen den Pandemierevisionismus
296 Seiten | 19,80 €



Faschismus als ständiges Potenzial des Kapitalismus

Alberto Toscano
Spätfaschismus
Rassismus, Kapitalismus und autoritäre Krisenpolitik
212 Seiten | 19,80 €



Umkämpfte Konzepte der sozial-ökologischen Transformation, Rechtsruck und autoritäre Regierungen

Wolfgang Kastrup & Helmut Kellersohn (Hg.)
Blockierte Transformation
330 Seiten | 24 €



Der »Mythos KI« und die Automatisierung von Arbeit

Matteo Pasquinelli
Das Auge des Meisters
Eine Sozialgeschichte Künstlicher Intelligenz
288 Seiten | 22 €



Der tägliche Begleiter für die antifaschistische Hosentasche

Antifa-Kalendergruppe
Antifaschistischer Taschenkalender 2026
192 Seiten | 10 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

darum, durch die Lancierung neuer Produktkategorien den Warenabsatz im Bereich des finalen Verbrauchs ständig zu steigern, was Innovation zu einer systemimmanenten Forderung macht – auf der Basis der Neigung des konsumaffinen Publikums, das innovativste Produkt, das diesen oder jenen Vorteil verspricht oder auch nur einen modischen Trend zu setzen vermag, auch stets blauäugig und unhinterfragt zu erwerben.

Es verwundert daher nicht, dass das Kapital die Wissenschaft für sich vereinnahmt hat: Entweder dirigiert es direkt die Forschung unter eigener Regie oder es „fördert“ gezielt die institutionellen Forschungsprogramme in den Universitäten, Research-Centers und Technologieinstituten.

Diese systemimmanente Tendenz zur Übertragung der manuellen Tätigkeiten und, a fortiori, des menschlichen Denkens als solchem auf eine Apparatur, ein „Outsourcing“ auf einem qualitativ gänzlich neuen Niveau, hat dann freilich auch tiefgreifende und breit gefächerte Folgen, die unweigerlich dafür sorgen werden, dass sich die post-moderne Gesellschaft völlig umkrepeln wird, *unweigerlich* nicht zuletzt deshalb, weil es sich, weit davon entfernt, eine Marotte zu sein, um einen *systemgenerierten* Prozess, der im Rahmen des gegebenen Gesellschaftssystems definitiv nicht zu stoppen ist, handelt.

III.

Gehen wir einmal davon aus – und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass dem nicht so wäre –, dass sich der Trend zur Automatisierung und Robotisierung der Gebrauchswert-Produktion (und der Logistik und des Verkehrs, die ja integraler Bestandteil des Produktionskomplexes sind, sowie, was oft vergessen wird, der Entsorgung des Mülls) bis zu seinem definitiven Endpunkt fortsetzt, so dass am Ende die Arbeit, verstanden als Tätigkeit, die den Stoffwechsel mit der Natur effektuert, aus dem produktiven Universum gänzlich verschwunden sein wird. Das würde dann heißen, dass der produktive Apparat, völlig unabhängig von menschlichem Bemühen, Gebrauchswerte liefert, die gewissermaßen denselben ontologischen Status besitzen wie die Luft oder die Landschaft oder, wenn man so will, wie die Beeren am Waldrand, die man als Wanderer nur zu pflücken braucht, um sie verzehren zu können. Sie sind da, wie Naturdinge da sind. Sie haben aber genau deswegen auch keinen Wert (wie groß ihr *Gebrauchswert* auch sonst sein mag), wenn man mit Marx unter

„Wert“ die (gesellschaftliche) Tauschfähigkeit der Waren, und quantitativ gesprochen, ihr „relatives gesellschaftliches Gewicht“ versteht, ein „spezifisches Gewicht“, das sich aus dem Arbeitsquantum ergibt, das *gesellschaftlich* zu ihrer Produktion aufgewandt werden muss.

Das ist keine Hexerei: Denn Dinge, die, in einem Warensystem, nicht an der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit in der einen oder anderen Form partizipieren, stehen für alle, im Prinzip wenigstens, unterschiedslos frei zur Verfügung, sodass es sinnlos wäre, sie tauschen, also verkaufen oder kaufen, zu wollen. Die Dinge dagegen, die von den diversen Warenakteuren (arbeitsteilig) mit ihren eigenen Produktionsinstrumenten fabriziert werden müssen – wir sprechen hier von der „Basis-Ebene“ des Warensystems –, sind nicht für alle verfügbar, insofern ihnen *privat* eine Gebrauchswertdimension hinzugefügt wurde, die es ohne die auf sie verwandte Arbeit eben so nicht gäbe – die Arbeit schließt, wenn man so will, durch ihr Wirken die Waren aus dem Kreis der Naturdinge aus. Sie erhalten dadurch, den gesellschaftlichen Zusammenhang der Privatarbeiten präsupponiert, ihre Tauschfähigkeit, ihren *gesellschaftlichen* Wert, nach Maßgabe der abstrakten Arbeit, d.h. der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, die in ihnen vergegenständlicht ist.

Wenn aber die Automatisierung der Produktion (was letzten Endes die Produktion von Automaten durch Automaten und die automatisierte Programmierung miteinschließt) nun dazu führt, dass die Produkte ohne die Dazwischenkunft lebendiger Arbeit, in ihrer gesellschaftlichen Dimension, hergestellt werden, da diese gänzlich aus dem Produktionskomplex eliminiert worden ist, wodurch diese Dinge gleichsam *äquivalent* zu „Naturdingen“ werden, dann geht die Tauschfähigkeit im Prinzip völlig verloren. Das aber heißt, dass der Austausch und damit auch das Geld, das Kapital und all die anderen Kategorien, die auf dem Austausch beruhen, sich schlicht und einfach zu *Absurditäten* mausern. Wenn die Dinge jedoch nicht mehr *tauschfähig* sind, insofern sie, *im Prinzip und der Natur der Sache nach*, frei zur Verfügung stehen, oder, wenn man so will, wert-los sind, dann verliert auch das Privateigentum *an den Produktionsmitteln* als gesellschaftliches Institut, das den Rahmen und das Fundament der Warenproduktion und ihrer Funktionsweise darstellt, jeglichen Sinn – es hängt förmlich in der Luft, ohne freilich dadurch aufzuhören, die definitive Bedingung und Garantie dieser Absurditäten zu sein.

Das alles kann, trotz dieser Absurdität, also wei-

terfortexistieren, insofern genau dieses *Monopol* des Privateigentums, als rein juristischer Komplex, all das konserviert, was die kapitalistische Warenproduktion an (Oberflächen-)Kategorien und Erscheinungsformen aufweist.

Nebenbei sei bemerkt, dass es, rein formal und mathematisch konsistent, ein Preissystem und daher auch Profit, Zins, Dividenden usw. auch ohne Wert- und, a fortiori, Mehrwertproduktion durchaus geben kann – wie man Preise seit jeher für Dinge bezahlt, die, *gesellschaftlich gesprochen*, keinen Wert besitzen (antike Münzen oder Autographen zum Beispiel) – wenn auch in letzter Konsequenz als leere äußere Hülle, die uns vorzugaukeln vermag, dass alles so ist, wie es immer schon war. Das ist eben das Absurde: die Fiktionalität des Warensystems – analog, wenn man so will, zum „fiktiven Kapital“ –, eine Fiktionalität, die sich nunmehr ungehemmt im gesamten Gesellschaftskörper krebsartig fortpflanzt – ein Zustand der „Unwirklichkeit“ auf den die bürgerliche Gesellschaft unbeirrt Kurs nimmt.

IV.

Nun ist es so, dass die Forschung zur Künstlichen Intelligenz, d.h. die Implementierung ihrer Resultate, nicht nur den Produktionssektor in Mitleidenschaft zieht, was die Eliminierung der Arbeitskraft angeht, sondern auch darüber hinaus den Dienstleistungssektor – Administration, Kommerz, Reklame, Banken, Versicherungen, Consulting und was es dergleichen noch an *services* gibt. Die Arbeitskraft als Ware wird auf breiter Front obsolet. Das aber hat zur Konsequenz, dass die Revenue der Lohn- und Gehaltsempfänger, in welchem Sektor sie auch immer beschäftigt gewesen sein mögen, dabei ist, sich in Luft aufzulösen.

Dieser Schwund der Masseneinkommen aus Lohn und Gehalt ist nun eine Medaille, die zwei Seiten hat: Man kann sie aus der Perspektive des Absatzes der produzierten Waren betrachten, aber auch aus derjenigen der Subsistenz der Träger der unverkäuflichen Ware, zu der die Arbeitskraft wird – ein Ladenhüter in Permanenz sozusagen.

Zuerst einmal: Fällt die Massenrevenue aus dem privaten Sektor dem Schicksal aller vergänglichen Dinge anheim, so wird offenbar auch der Absatz der Waren, die für den finalen Konsum der Gesellschaft bestimmt sind, empfindlich geschmälert, damit aber auch, als dessen Konsequenz, der Absatz der Produktionsmittel, die für deren Herstellung notwendig sind.

Als Kompensation bleibt dann vorerst nur der Luxuskonsum der Bourgeoisie, der aber solange das Kraut nicht fett machen kann, solange es nicht, um einen Gedanken Brechts aufzugreifen, möglich sein wird, die Konsumtionskapazität der Kapitaleigentümer dadurch im notwendigen Ausmaß zu steigern, dass man deren „Verdauungstrakt“, metaphorisch gesprochen, substantiell expandiert. Solange dies nicht gelungen sein wird, wird man einräumen müssen, dass es unmöglich ist, durch den Verkauf von Luxusyachten, Luxuslimousinen, Luxusprivatjets und Luxusressorts den Ausfall der Massenrevenue nur irgendwie auszugleichen.

Was übrig bleibt an Kompensationsmöglichkeiten, reduziert sich so letztlich auf den Konsum durch den Staat: den *direkten* Konsum des Staatsapparats (der Ankauf von Infrastruktur und vor allem von Waffensystemen) oder aber den *indirekten* Konsum, der auf Staatsausgaben gründet: den Warenankauf vermittelt über das Gehalt des Staatspersonals (sofern es nicht auch zu großen Teilen wegrationalisiert werden wird), über Subventionen für die „Zivilgesellschaft“ (NGOs, Institute usw.) und nicht zuletzt über Transferzahlungen an die freigesetzte Arbeitskraft („Bürgergeld“, „Grundeinkommen“) oder an die Rentner.

Damit kommen wir gleich zum zweiten Aspekt: Wenn die autonomen durch Lohnarbeit garantierten Einkommensquellen (d.h. die Gehälter und Löhne im privaten Sektor) sich in der Perspektive auf Null reduzieren, dann ist die Subsistenz der Träger der freigesetzten Arbeitskraft nur durch den Staat sicherzustellen, da man davon ausgehen kann, dass die Charity der Bourgeoisie, d.h. der Ladys der Oberen Zehntausend, sofern es überhaupt noch diesen Drang dazu gibt, oder sonstiger *welfare-organizations*, angesichts der Dimensionen, hier völlig überfordert wäre: Mehr als ein Tropfen auf dem heißen Stein kann es nicht sein.

Es ergibt sich nun freilich als paradoxes Ergebnis, dass der Staat, um überhaupt seiner Rolle im Zusammenhang mit dem finalen Verbrauch nur irgendwie genügen zu können – Staatsbeschäftigung, Transferzahlungen, Subventionen und direkter Staatskonsum –, sich auch finanzieren muss: entweder durch Steuern oder durch Kredit (Verschuldung des Staates). Da aber die Masseneinkommen nunmehr, direkt oder indirekt, vom Staat selbst abhängig sind, machen indirekte Steuern offenbar gar keinen Sinn: das, was man dadurch einnehmen kann, hat man ja zuvor schon (in der Form von Beamtengehältern, Transferzahlungen und Subventionen) selbst ausgegeben. Steuern auf Lohn (als ein vom Staat unabhängiges Salär) wird es aber,

wie gesehen, dann nicht mehr geben, während für die Steuern auf die vom Staat direkt oder indirekt gezahlten Gehälter, das „Bürgergeld“ und die Renten das mit Bezug auf die indirekten Steuern Gesagte ebenso gilt. Bleiben nur die Steuern auf Profit, die aber, in einem hochmonopolisierten System, gar nicht eintreibbar sind: Die Globalisierung und Transnationalisierung des Kapitals ermöglicht es zwanglos, Steuerevasion in großem Stil zu betreiben („Steueroasen“), ganz zu schweigen davon, dass die Großen Vermögen in „Stiftungen“ steuervermeidend geparkt sind.

Ist das aber so, dann bleibt als Ausweg nur der Kredit, d.h. die Verschuldung des Staates, ein Modell, das für das Globalkapital den doppelten Vorteil besitzt, dass man 1. Waren absetzen kann, Waren, die der Staat mittels Kredit direkt oder indirekt kauft, und dass man 2. dann noch sich über die Zinsen auf die Kredite bereichert. Indes, der Witz an der Sache ist, dass das auf lange Sicht nie gutgehen kann: Irgendwann ist der Staat nicht mehr fähig, Kredite und Zinsen *comme il faut* zu bedienen. Oder anders gesagt: Unter einer exorbitanten, exponentiell wachsenden Schuldenlast brechen Staaten früher oder später immer zusammen. Und damit auch das Verschuldungsmodell. Turbulenzen sind also so oder so vorprogrammiert.

V.

Was bedeutet nun aber der Wegfall der Lohnarbeit in großem Stil und auf breiter Front für die *Eigentümer* der Ware Arbeitskraft, einer Ware, die auf dem Weg ist, *unverkäuflich* zu werden? Nun, fällt die *Arbeitszeit* weg, die Zeit, die, wie auch immer, ausgefüllt ist – und sei es mit an sich für das Subjekt inhaltsleeren, monotonen Tätigkeiten, die zumeist noch dazu, für die Gesellschaft als solche, überflüssig sind (Rüstung, Kommerz, Reklame usw.) –, dann bleibt nur mehr *tote Zeit* übrig – Zeit, die, mit anderen Worten, *totzuschlagen* ist. Denn der Alltag wird leer (auch wenn, wie gesagt, das, was diese Leere zuvor ausgefüllt hatte, nicht unbedingt „erfüllt“ gewesen sein mag). Der *horror vacui* aber fordert seinen Tribut. Da nun jedoch, so wie die Dinge nun einmal liegen, die bürgerliche, post-moderne Gesellschaft fragmentiert und die Subjekte atomisiert sind, bietet sich nur eine *auf das Subjekt* limitierte Tätigkeit an: das Spiel mit dem Smartphone, Videoclips, Chats (womöglich mit *bots*), Computerspiele, Fernsehprogramme und was es dergleichen noch mehr gibt.

In diesem Mikrokosmos des Alltags wird somit das Spielverhalten, in seiner niedrigsten, *passiven* Form, auf die eine oder andere Weise beherrschend, ein Verhalten, eine Beschäftigung, die nicht nur in dem Sinne ein Spiel ist, als sie sich, wie das für jedes Spiel überhaupt zutrifft, in einem aparten Bezirk *jenseits* der Tätigkeiten, die funktionalen Charakter besitzen und daher nicht auf sich selbst bezogen sind, und *davon losgelöst* vollzieht – was an sich ja nicht verwerflich wäre –, sondern auch, darüber hinaus – und das ist bedenklich –, exklusiv zum Lebensinhalt wird, ja, zum einem Spiel in einem potenzierten Sinne, insofern nämlich, als dieser aparte Bezirk *eine virtuelle Welt* in reinster Ausprägung darstellt – eine Scheinwelt katexochen, die auch schon rein *physisch* von der realen Welt geschieden ist: Sie ist digital, eine Abfolge von Einsen und Nullen. Wie Freud es korrekt ausgedrückt hat: „Der Gegensatz zum Spiel ist nicht Ernst, sondern – Wirklichkeit.“ (S. Freud, *Der Dichter und das Phantasieren*, in: S. Freud, *Studienausgabe* Bd. X, Fischer (1969), S. 171) Dieser Umstand findet im Virtuellen nun seinen adäquatesten Ausdruck.

VI.

Wenn ein Apparat die strategischen Aufgaben des Kapitals übernimmt und sie im Sinne dieses Kapitals, im Sinne der Maximierung des Profits, „gewissenhaft“ ausführt – und es wäre töricht, ja „geschäftsschädigend“, die Vorteile, die eine *Artificial Intelligence* diesbezüglich bietet, zu ignorieren –, dann wird auch die Funktion der Kapitaleigentümer, nicht nur im Tagesgeschäft, das schon längst das Management der *corporations* übernommen hat, sondern auch, was die Allokation der Kapitalquantitäten, das Management der Aktienfonds, anbelangt, mehr und mehr überflüssig, eine Funktion übrigens, die insofern schon extrem auf einen kleinen Kreis von Akteuren eingeschränkt ist, als sie seit geraumer Zeit von „Kapitalsammelstellen“ oder „institutionellen Anlegerclubs“ (Blackrock und Konsorten) ausgeführt wird.

Ist dies aber so, dann bleibt für die Bourgeoisie, die Elite der Kapitaleigentümer, die Aktionäre als solche, als Beschäftigung nur die „Philanthropie“ im Rahmen ihrer Foundations: Steckenpferde mithin, wie es „Virus-Pandemien“, „die Klima-Katastrophe“, „Diversity“, „die Kolonisierung des Mars“, „digitale Kontrolle“, „die transhumanistische Verschmelzung von Maschine und Mensch“, „Geburtenreduktion“, „Human Rights“, „Freedom and Democracy“, „die Liquidierung imperial-aggressiver Diktatoren“ oder

geradewegs die Funktion des „Staatslenkers“ sind – wobei es sich hier um eine Liste von „Freizeitvergnügungen“ handelt, die insofern nur provisorisch sein kann, als sie laufend durch Neues ergänzt, manchmal aber auch dadurch bereinigt wird, dass Altes mit der Zeit aus dem Aufmerksamkeitsfokus verschwindet, wie das ja bei Hobbys auch sonst nicht so selten vorkommen soll.

Man hat es hier, um es gleich vorwegzunehmen, mit Aktivitäten zu tun, die in letzter Konsequenz auf die eine oder andere Weise natürlich *auch* lukrativ sind, denn wäre es klar, dass sie es nicht sind, oder würde die Aussicht bestehen, dass sie sogar, *horribile dictu*, die Profite der Konzernwelt schmälern, deren Eigentümer diese „Philanthropen“ sind – direkt oder über die Bande –, so würde man sie durchaus unterlassen. – Steckenpferde werden, was sich von selbst versteht, *immer* so gewählt, dass sie *prima facie* dem „Reiter“ nicht schaden.

Worauf es hier jedoch ankommt, ist zu betonen, dass wir in diesem Zusammenhang *nicht* mit banalen Geschäften, wie sie auch sonst vorkommen mögen, mit *business as usual* demnach, konfrontiert sind, dass es sich bei all dem also nicht um simple *sales promotion* handelt, die sich nur raffinierterer und immersiverer Strategien bedienen würde, als sie sonst gang und gäbe sind. Oder anders gesagt: Der Impuls ist nicht das Geschäft, sondern der Spleen, das Wahnbild *imaginiertes* „Bedrohungen“ oder „Gefahren“, die man glaubt, zum Wohle der Welt meistern zu müssen, oder aber auch „Visionen“ und schimärische Chancen, denen es zum Durchbruch zu verhelfen gilt – alles im Einklang natürlich mit den Prinzipien der bürgerlichen Gesellschaft.

Das erscheint zunächst einmal ziemlich bizarr, wenn man indessen bedenkt, dass das „Geschäft“ der Profitmacherei sich ganz von alleine abspulen kann, dann wird man einräumen müssen, dass es nicht so abwegig ist, dass sich die Geld-Oligarchen Betätigungsfelder *anderswo* suchen. Denn die Leere, die die operative Funktionslosigkeit in diesen Tycoons hinterlässt, muss schließlich irgendwie ausgefüllt werden. Was aber böte sich sonst an, was wäre besser geeignet, die Leere zu füllen, als das „Wohltätertum“ – und zwar, was nicht verwundern darf, *nicht unter dem Niveau* von Aktivitäten zur „Rettung der Welt“ oder, mindestens, zu ihrer „Optimierung“? Denn sobald man die Dimensionen, in denen die Milliardäre sich angesichts der exorbitanten Vermögen, die sie bis dato aufgehäuft haben, logischerweise bewegen, erwägt, kann es sich offenbar nicht um Petitessen handeln, wenn es um adäquate Betätigungsfelder für die *crème de la crème* der Elite zu tun ist, einer Elite, die sich ihrer Funktion als Kapi-

täne der Kapitalprozesse beraubt und sich aus ihrer angestammten Rolle konsequent hinausgedrängt sieht.

Was nun aber das *Spleen*-Format dieser Betätigungsfelder betrifft, so ist es nicht schwer zu erraten, dass die realen Probleme der Welt, die aus der Funktionsweise des Kapitalsystems selber entspringen, *nicht* in das Blickfeld geraten. Was bleibt, sind Phantastereien. Wir haben es hier offenbar mit einer neuen Qualität zu tun.

In diesem Kontext ist dann durchaus davon auszugehen, dass diese Magnaten und Tycoons an all das, was sie als „Philanthropen“ tun – direkte Folge dessen, dass sie *gelangweilt* sind und sich daher auf die eine oder andere Weise unterhalten *müssen* –, als Aktionen zur „Rettung“ oder „Verprogressivierung“ der Welt wirklich glauben, dass sie mithin daran glauben, dass die „Gefahren für die Welt“, die sie abzuwenden gedenken, oder die „Chancen“, die es zu ergreifen gilt, in der Tat existieren. Denn dass Glauben und Tun eklatant divergieren, würde die mentale Balance auch solcher Geldmagnaten dann doch zu sehr strapazieren. Das macht die Sache indes nur umso fataler.

Dem steht nun durchaus nicht entgegen – um hier nochmals den Akzent darauf zu legen –, dass das, was ihnen an Spleens in den Sinn kommen mag, sich für sie im Endeffekt als lukrativ erweist. Vielmehr ist es so, dass dies Teil des Ganzen ist, da man banalerweise Geld-Ressourcen braucht, um in diesen Dimensionen „Philanthrop“ sein zu können, ja immer mehr davon, da die „Probleme“ und „Anforderungen“, wie man sich das so ausmalt, ja auch immer drängender werden. Der Gedanke ist so abwegig nicht, dass es sich hier um eine Art „prästabiliertes Harmonie“ handeln dürfte.

Der springende Punkt ist indessen: Diese Unsinnigkeiten können sich nur auf der Basis des Umstands vollziehen, dass die post-moderne Gesellschaft als solche derart „konfus“ und geistig paralysiert ist, dass sie selbst *von sich aus* alles Mögliche zu glauben bereit ist, wie abstrus es auch sein mag. Damit sich dann eine *bestimmte* Wahnidee auf breiter Front durchsetzt, bedarf es lediglich der Promotion dieses Spleens, ein Unterfangen, das wahrlich nicht schwer ist, da die Foundations der Milliardäre den ganzen Apparat an Manipulationsagenturen, die Think Tanks, Universitäten, Institute, die globalen Organisationen, die Medienwelt usw., über „großzügige Zuwendungen“ in der Form eines Geldregens in die gewünschte Richtung zu steuern vermögen, ganz einfach dadurch, dass sie gerade *die* Leute promoten, die *von sich aus* schon mit dem *mind set* ihrer Gönner sympathisieren. Und davon gibt es genug. Der

entscheidende Punkt aber ist, wie gesagt, die Konfusion und geistige Paralyisierung der post-moderne Gesellschaft.

Denn ohne diese Disposition, alles zu glauben, was vorgesetzt wird, eine Anfälligkeit, die (fast) die gesamte Gesellschaft (einschließlich des Staatspersonals) an den Tag legt, würde weder die Konditionierung von Seiten der *agents of influence* fruchten, noch wäre es möglich, a fortiori, irgendeine Sache im Hinblick auf die Absatzerhöhung bestimmter Waren zu „planen“, wenn dies denn doch geschehen sollte.

Diese „Verwirrung“ aber ist direkte Konsequenz dessen, dass es für diese Gesellschaft nur mehr die *Gegenwart* gibt, eine Fixierung, die das Denken selbst *eindimensional* werden lässt, denn komplexes Denken im Universum der Gesellschaft setzt den Blickpunkt der *Geschichte* voraus – der Geschichte als eines systemischen *Prozesses*, der (noch) nicht abgeschlossen ist –, was ein ganz anderes Vorgehen ist, als *vergangene Gegenwarten* mit der *gegenwärtigen Gegenwart* zu vergleichen, um daraus „Lehren“ zu ziehen“.

VII.

Gehen wir einen Schritt weiter: Das, was soeben skizziert worden ist, sind in Wirklichkeit „Spiele“, Spiele im *Makrokosmos* der bürgerlichen, post-moderne Gesellschaft, an denen das Publikum, die „Zivilgesellschaft“ mithin, auf die eine oder andere Weise, so wie im Karneval, breitflächig partizipiert, *Spiele* in dem Sinne, dass diese Aktivitäten völlig losgelöst sind von den realen Problemen, denen die Gesellschaft sich gegenüber sieht, ja nicht nur die Gesellschaft als solche, sondern, genauer betrachtet, auch das Kapitalsystem selbst. Denn Spiele weisen die Eigenart auf, dass sie durch eine *ausgedachte* Aufgabenstellung mitsamt dem dazu gehörigen Regelwerk festgelegt sind, was impliziert, dass man sie genauso gut unterlassen könnte, ohne dass dies dazu führte, dass die Realität *jenseits* des Spiels nicht ebenso, wie bisher, weiterlaufen würde – in unserem konkreten Fall würde dies heißen, genauso *dysfunktional* wie auch sonst.

Wir sehen hier mithin Spiele auf dem *Spielfeld* der Superstruktur der Gesellschaft, eines Feldes, auf dem die Institutionen und Aktivitäten selbstreflexiv, also nur auf sich selbst bezogen sind, eines Terrains *jenseits* des instrumentellen Feldes dieser Superstruktur, welches letztere klassischerweise vom bürgerlichen Staat als *volonté générale* der Bourgeoisie okkupiert ist, desjenigen Bereichs mithin,

der dafür sorgt oder sorgen sollte, dass das bürgerliche System und insbesondere die Infrastruktur, die Produktionsweise desselben, im Rahmen dessen, was überhaupt als möglich erscheint, mehr oder weniger friktionslos ablaufen kann – im Hinblick auf die Gewährleistung der Stabilität und Prosperität des Gesamtsystems. Zumindest galt dies noch bis vor einiger Zeit.

Es *galt*, denn das ändert sich nun: Denn nicht nur, dass diese makrokosmischen Spiele immer mehr an Raum hinzugewinnen können, insofern das wachsende Surplus, im Prinzip wenigstens, beständig den Rahmen erweitert, innerhalb dessen man sie spielen kann, sie infizieren auch zunehmend das instrumentelle Feld der Superstruktur, in dem Sinne nämlich, dass das Konglomerat aus *public-private-partnerships*, das im Hinblick auf die Steckenpferde der „Philanthropen“ auf- und ausgebaut wird, das Spielfeld bis hinein in die funktionalen Aufgaben des bürgerlichen Staates verschiebt, mit dem Resultat, dass von einem rationalen, d.h. funktionalen Staatsmanagement („funktional“ bezogen auf das Kapitalsystem in seiner Gesamtheit und nicht auf dieses oder jenes Kapitalesegment) nicht mehr die Rede sein kann. Indessen, und das ist der Witz an der Sache, dieses Staatsmanagement *kann* gar nicht mehr *funktional* sein, da das System, auf das es sich bezieht, selbst, wie wir sahen, *dysfunktional* geworden ist. Denn das an sich Dysfunktionale (und es ist dysfunktional selbst mit Bezug auf die Maßstäbe, Kriterien und Standards des Kapitalsystems selbst) kann man rational eben nicht regeln. Ist das aber so, dann erhält die Diagnose „Spiel“ (sofern es sich um einen Aspekt des Staatshandelns handelt) von hier aus eine tiefere Begründung: Denn „Spiel“ kann man auch so definieren, dass ein Spiel *als ein solches* gar nicht in der Lage ist, jenseits seiner selbst eine Funktion zu erfüllen – sei es aufgrund seines spezifischen Designs, in diesem Fall aber deswegen, weil es überhaupt, eben aufgrund der post-modernen Verfasstheit der Produktionsweise selbst, unmöglich ist. – Das dürfte dann auch der tiefere Grund dafür sein, dass die Unsinnigkeiten mehr und mehr überhandnehmen können: Es ist ohnehin schon egal.

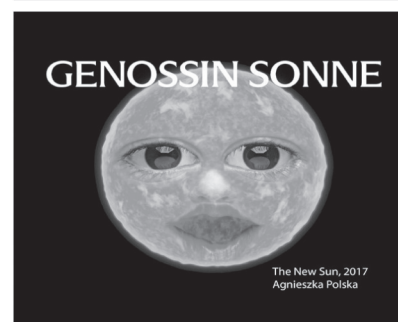
Um hier nicht missverstanden zu werden: Auch wenn die Spiele sich als funktionslos im Hinblick auf die „Wirklichkeit“ in ihrer systemischen Dimension präsentieren, so können sie nichtsdestotrotz Impacts auf diese Wirklichkeit haben, und zwar mehr und mehr desaströse, so wie das Spiel im Casino eben auch zum Ruin des Spielers führen kann. Nicht jedes Spiel ist unbedingt harmlos.

VIII.

Wir steuern mithin unaufhaltsam auf die Sinnentleerung des bürgerlichen Systems nicht nur aus der Perspektive der Gesellschaft als solcher oder, wenn man so will, der Geschichte zu, sondern auch aus der Perspektive der kapitalistischen Produktionsweise selbst: Das System ist dysfunktional geworden, es dreht durch, buchstäblich und metaphorisch. Alles das, was gemacht wird, läuft im Endeffekt ins Leere, eben weil es sich selbst, systemisch, untergräbt. Da verwundert es nicht, dass, da das System selbst gerade dabei ist, „die Kontrolle über sich selbst zu verlieren“, sich die Absurdität in wahnhafter Form überall einzunisten beginnt.

Man kann sich hier des Eindrucks kaum erwehren, dass die Jämmerlichkeit auf allen Niveaus der Endpunkt der Geschichte ist. Es scheint mithin so, als ob das „Projekt Homo sapiens sapiens“ gerade dabei ist, kläglich zu scheitern. Würde man das Ganze geschichtsphilosophisch betrachten, so müsste man sagen: Das „Herausarbeiten“ aus dem Tierreich hat damit geendet, dass man die Potentialitäten, die sich, im Wissen und in der Technologie, im Laufe der Geschichte akkumulierten, wie Perlen vor die Säue wirft. Es ist gleichsam so, als ob man die Instrumente eines Orchesters und die Partitur der Fünften Symphonie einer Horde von Primaten übergeben hätte, die dann freilich damit sich „vergnügen“, was aber herauskommt, ist alles, nur nicht Musik. War demnach, nüchtern betrachtet, die Geschichte gänzlich umsonst? Es mag wirklich so sein, sofern man nicht doch noch die Notbremse zieht.

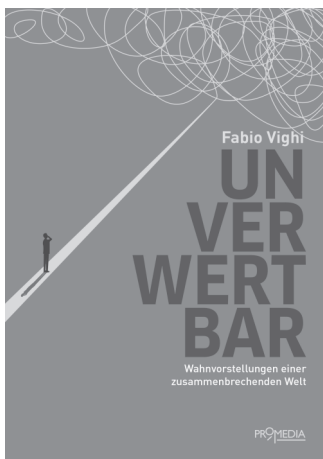
contraste
zeitung für selbstorganisation
495 43. JAHRGANG DEZEMBER 2025 5,20 EUR



SCHWERPUNKT

**KlimaCoops:
Genossenschaften
klimaverantwortlich
gestalten**

www.contraste.org



Fabio Vighi
Unverwertbar.
Wahnvorstellungen einer
zusammenbrechenden Welt

Aus dem Englischen von Alex Janda
Promedia 2025, 225 S., € 23,00

Unsere Zeit wird von der Vorstellung dominiert, wir befänden uns in einer Art Zeitlupe des Abstiegs in ein alpträumhaftes Gefilde, in dem sich das Leben nicht mehr auf die Voraussetzung gemeinsamer symbolischer Werte stützt und die Zukunft unaufhörlich in eine klaustrophobische Gegenwart zurückfällt. Dieser Abstieg ist so real und unumkehrbar wie die globale Souveränität des Kapitals – ein sich selbst verstärkender Profitdrang, der seine eigene Wertschöpfungsgrundlage liquidiert und ganze Bevölkerungen in Elend und Verwerfung stürzt. Wir können uns den Zusammenbruch unserer Zivilisation wie die unwiderstehliche Anziehungskraft eines schwarzen Lochs vorstellen. Je mehr wir uns ihm annähern, desto mehr beginnt es, die äußeren Arbeitsgesellschaftsschichten abzutragen und das Ende des transzendentalen Feldes kapitalistischer Raumzeit einzuläuten. Doch obgleich sich diese Meta-Fiktion vor unseren Augen in Luft auflöst, halten wir an der Verleugnung jeglicher Einsichtigkeit fest und glauben stattdessen fest an die ewige Erneuerbarkeit unseres sozioökonomischen Narrativs.

Als ein Diskurs, der auf wechselseitiger Vermittlung von Geld und Arbeit beruht, war es dem Kapitalismus gelungen, die Moderne zu erobern und sich als unsichtbare Dichte unserer Welt zu etablieren – als jene Lebensform, in die wir von der Wiege bis zur Bahre eingetaucht bleiben. Seine Geschichte lässt sich nicht nachvollziehen, ohne die Art und Weise zu berücksichtigen, wie er ein System symbolischer Relationen zwischen unzähligen Möglichkeiten errichtete, das jegliche Bedeutungen um ein einziges Glaubensgebilde organisierte, das auf dem Arbeitsdogma und der Wahnvorstellung endloser Produktivität fußte. Indem der Kapitalismus alle Gesellschaftsbereiche überflutete und sie seiner

Sprache und Rationalität unterwarf, erfand er die Arbeitsgesellschaft, den mächtigsten Apparat, den die Menschheit je erdacht hat. Trotz der fortschreitenden Auflösung unserer Wertproduktionsmaschine können wir uns dem metaphysischen Bann des Kapitals nicht entziehen. Die Abnutzung symbolischer Signifikation scheint uns bestenfalls zu einem langwierigen Zustand fassungsloser Duldsamkeit innerhalb einer zerfallenden sozialen Bindung zu verdammen, die nun den Taschenspielertricks der Finanzindustrie ausgeliefert ist. Dieses Buch untersucht, inwieweit der Zusammenbruch des modernen Kapitalismus als eine sich selbst auflösende Dialektik begreifbar ist. Während das Kapital stets mit seinem sozialen Antagonisten (der Lohnarbeit) versöhnt war, hat ihre Beziehung nun das Verfallsdatum überschritten – den historischen Kippunkt, an dem der Widerspruch aufhört, für das Kapital zu arbeiten und beginnt, seine gesellschaftliche Grundlage zu zerstören.

In einer Ökonomie, die permanent von der selbstreflexiven Logik des Finanzwesens getrieben wird, entpuppt sich das Kapital als das, was es schon immer war: die ungebrochene Akkumulation seiner Fetischzeichen. Mit dem Schwinden seiner gesellschaftlichen Maske eröffnet sich nun die Chance, die elementare Form des Profitmachens zu beobachten, die das Maß für die Freiheit des Kapitals als auch für dessen Auflösung ist. Damit schließt sich der Kreis heutzutage: Mit der Abschaffung der Arbeit als »Wertsujet« offenbart das Kapital unwissentlich den eigenen Bluff und zeigt sein wahres Gesicht: den Fanatismus für die Reproduktion seiner Insignien. Um Arbeit gekümmert hat sich das Kapital natürlich noch nie. Vielmehr benutzte es sie, um seinen gigantischen Appetit zu stillen und gleichzeitig ein Wertesystem zu begründen, das seinen Appetit gesellschaftlich rechtfertigt. Die parasitäre Natur des Kapitals betrifft also nicht nur die Ausbeutung von Mehrarbeitszeit, sondern insbesondere die nachträgliche Definition der Zeit an sich als gesellschaftliche Arbeitszeit. Doch nun schwindet das referenzielle Universum der Arbeit, wie wir es vom 20. Jahrhundert her kannten. Mit anderen Worten: Das Kapital erreicht ein Stadium, das Hegel *Negation der Negation* nannte, jene dialektische Figur, in der ein Begriff negiert wird, *nicht* um einen positiven Inhalt jenseits von ihm, sondern die dem Begriff selbst innewohnende Negativität zu bejahen. Falls die zeitgenössische Kapitalismuskrisis den angemessenen hegelianischen Status selbstbezüglicher Negativität erlangen soll, brauchen wir einen kollektiven politischen Willen, die Krise als solche anzuerkennen.

Die Ersetzung der Arbeit durch die rein differenzielle Logik des kapitalistischen Signifikanten beweist, dass die Verwertung von Arbeit immer schon eine strukturelle Täuschung war, die eine eindeutige Kapitalbestimmung verhinderte. Mit dem Schwinden des Wertgesetzes muss sich das Kapital auf die Wirksamkeit seines zeitlosen Selbstreplikationstriebs verlassen, der unbewussten Matrix unserer Welt. Und dies, so sollte man annehmen, erfordert von uns, noch die letzten Reste kritischen Bewusstseins aufzugeben und sich unserem Schicksal wie Lemminge, die von der Klippe springen, zu fügen. Dieses Buch handelt zwar vom Zerfall unserer Welt, doch argumentiert es auch, dass die unmittelbare Folge dieses Prozesses der Aufstieg des „Zombie-Kapitalismus“ ist, dessen aktuellere Version ich „Notstandskapitalismus“ nenne. Am Ende seiner Reise angekommen, wird der Kapitalismus seinen verwesenden Leichnam weiterhin um den Globus schleifen wie einen Wiedergänger, von dem wir nicht loskommen. Auf absehbare Zeit überlebt er wahrscheinlich seinen strukturellen Niedergang, indem er Untot-Sein vortäuscht – Unterstützung findet er in prekären Arbeitssubjektivitäten und einer aggressiven Ideologie, die die Existenz gemeinsamer Werte simuliert, welche nicht mehr auffindbar sind.

Wenn die Zerstörung des Ökosystems die *äußere* Grenze unserer Produktionsweise darstellt, so stellt die Auflösung des Wertgesetzes ihre *innere* Grenze dar. Die vierte industrielle Revolution verschärft nur weiter den Zusammenbruch der Kapital-Arbeits-Dialektik, sodass sich diese heute auf ihren nackten Kernwiderspruch reduziert vorfindet. Letztlich laufen äußere und innere Grenzen jedoch auf dieselbe *absolute* Grenze der Mehrwertproduktion hinaus. Denn letztere entpuppt sich schließlich als das, was sie schon immer war: jenes schwarze Loch, das das Gravitationsfeld der Moderne aufrechterhält. Insbesondere in den letzten zwei Jahrzehnten wurde diese absolute Grenze durch verschiedene globale, ideologisch gesteuerte Notlagen verschleiert.

+ + +

Je schneller gesellschaftlich notwendige Arbeit ohne jegliche Möglichkeit ihrer Wiederaufnahme eliminiert wird, desto mehr verfällt unsere globale Zivilisation in Wahn und Barbarei. Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Eine absolute Grenze der kapitalistischen Expansion ist erreicht worden. Jenseits von ihr erwartet uns kein Wirtschaftswunder (keine Green New Deals oder andere fromme Illusionen), sondern eine Zukunft voller dystopischer Szenarien. Im Vorwort zur *Philosophie des Rechts* schrieb Hegel,

die Aufgabe der Philosophie bestehe darin, eine „alt gewordene Gestalt des Lebens“ offenzulegen, die als solche ihre historischen Möglichkeiten ausgeschöpft hat. Dieser Mission sollten wir nun Priorität einräumen, denn jene Vermittlung, die uns jahrhundertlang geprägt hat, löst sich auf, was den Boden unter unseren Füßen erodieren lässt. Wir stehen am Einbruch der Dämmerung, und die Eule der Minerva muss ihren Flug vorbereiten.

Obgleich unsere geteilte Geschichte immer brüchiger wird, sind wir bisher nicht in der Lage, von den ihr zugrunde liegenden Annahmen loszukommen. Unsere Angst rührt von unserer Unfähigkeit her, die Bedingungen und Herausforderungen der Widersprüche unserer Epoche zu artikulieren. Angesichts dieser Sackgasse besteht der erste hegelianische Schritt darin, Angst in Leidenschaft zu wandeln, indem wir alle falschen Hoffnungen aufgeben und uns *rational* in die Leere unseres Daseins stürzen. Mit den Worten Emil Ciorans müssen wir unsere Entgleisungen zügeln und unsere Glut abkühlen, im Bewusstsein, dass all das nur fort dauert, weil „unsere Wünsche dieses so dekorative All hervorbringen, das ein Schimmer von Klarsicht wieder entblößen könnte“. Klarheit erfordert jedoch dialektisches Denken. Unsere Welt muss nicht als vielfältiges Konglomerat von Lebensstilen und Kulturen begriffen werden, sondern als Gesamtheit sozialer Beziehungen, die vom kapitalistischen Signifikanten überdeterminiert werden, als stillschweigende Koalition eines zunehmend sterilen Lebens „inmitten einer sich über der Wirklichkeit auftürmenden, auffälligen Masse von Überzeugungen und Wünschen“.

Unser hegelianischer Moment ist also weder eine Zeit der Hoffnung noch der Weisheit. Was dieser Augenblick erfordert, ist kluger Fatalismus. Allein er könnte dazu beitragen, Gebote aufzugeben, die unsere erschöpfte Zivilisation zur Leichtgläubigkeit verdammen. Vor uns offenbart sich das moderne Vorbild des ökonomischen Wertes – die Meta-Fiktion, in der alle anderen Werte wurzeln. Und doch schaffen wir es nicht, von unserer Versklavung durch diese abzulassen, weil ihr Verzicht die Aufgabe unserer eigenen Identität bedeutet. Unsere gezügelte Ruhelosigkeit ist symptomatisch für die fehlende Kraft im Angesicht jener Befangenheit, die uns an ein historisches Schicksal bindet. Als Fanatiker ohne Überzeugung werden wir von Trümmern einer lodernen Welt angezogen, vor deren Altar wir kriechen – halb wissend, dass diese Welt allein für unseren leidenschaftslosen Blick existiert. Doch gilt: „Wir werden das Zeremoniell unserer Widersprüche nicht mehr lange aufrechterhalten können.“

Hermann Engster

Ophelia, Männerbeute

Bei ihren Erkundungen, was das „deutsche Wesen“ ausmache, haben sich die Deutschen vor allem zweier Figuren bedient. Die eine ist Faust, durch den sie sich selbst zum „faustischen“, ständig nach „dem Höchsten“ strebenden Menschen verklärten (ungeachtet dessen, dass dieser eine Spur von Verbrechen nach sich zieht). Die andre Identifikationsfigur ist das Gegenteil: nicht grandios-titanenhaft, sondern melancholisch, grüblerisch: Hamlet. Leitend dafür war Goethes Deutung im Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, wo er Hamlet so charakterisiert: „Ein schönes reines edles höchst moralisches Wesen geht unter einer Last zugrunde, die es weder tragen noch abwerfen kann.“

Dem Romantiker Friedrich Schlegel reicht das noch nicht: „Der Gegenstand und die Wirkung dieses Stücks ist die heroische Verzweiflung, eine unendliche Zerrüttung in den allerhöchsten Kräften. Der Grund seines innren Todes liegt in der Größe seines Verstandes. Für ihn ist es nicht der Mühe wert, ein Held zu sein ... ist die Welt nichts.“

Aber auch die Freiheitsbewegung des Vormärz erkennt eine Wesensgleichheit mit Hamlet. Statt entschlossen wie die Franzosen Revolutionen zu entfesseln, kämen die Deutschen aus dem Grübeln nicht heraus. Ferdinand Freiligrath dichtet 1844:

*Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Toren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um.
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch – darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauderer und Säumer!*

(Ein Ratschlag: Suchten Deutsche und Österreicher nach einer Symbolfigur für ihre jüngere Geschich-

te mit zwei von ihnen zu verantwortenden Weltkriegen, so wäre Macbeth eine gute Wahl.)

Hamlet, entmythologisiert

Die englische Literaturwissenschaft ist da nüchtern. Der Kritiker Samuel Johnson (1709 – 1784) bescheinigt Hamlet „eine nutzlose und lüsterne Grausamkeit“ und findet vieles als „zu grauenhaft, als dass man es lesen oder aussprechen dürfte“; sein Kollege George Steevens hält es „für nötig, die unmoralischen Neigungen seines Charakters zu zeigen, weil Hamlet vom Publikum bisher als ein sympathischer Held betrachtet wurde“.

Fürwahr, direkt sympathisch ist Hamlet nicht. Er geriert sich als Melancholiker. Melancholie ist in der Zeit der Renaissance zum einen eine psychische Erkrankung, vergleichbar der Depression, zum andern aber auch eine Attitüde junger, intelligenter Männer. So auch Hamlet. Er ist etwa 17 Jahre alt, Student in Wittenberg, dem Zentrum der damals modernen, lutherischen Theologie, ist ausgestattet mit scharfem Intellekt und ausgepichteter Rhetorik, spielt virtuos auf der Klaviatur von Ironie, Sarkasmus, Zynismus, hält alle um sich herum für minderwertig, kreist weltschmerzerfüllt nur um sich selbst, verachtet die Welt und alles Leibliche –

*O dass dies all- allzu beschmutzte Fleisch
Doch schmolz, zerflöss, zerging in einen Tau ...
Wie öde, schal, flach, fad und überflüssig
Scheint mir all das Getu in dieser Welt!
Pfui drauf, ah pfui! ...*

(*Hamlet* I,2, Übers. Frank Günther, 1995)

– und kokettiert auch schon mal mit Selbstmord, *hätt' Gott nicht sein Gebot dagegengesetzt* (ibid.), zieht ihn freilich auch nicht ernstlich in Betracht.

Zugleich ist er aber auch auf der Höhe der Rationalität seiner Zeit, der Renaissance, die den Beginn der modernen, rationalen und auf empirischen Beweisen gestützten Wissenschaft markiert. Hauptdenker ist in England der Philosoph und Staatsmann Francis Bacon: „Wissen selbst ist Macht. Wenn ein Mensch mit Gewissheiten beginnt, wird er in Zweifeln enden; aber wenn er mit Zweifeln beginnt, wird er in Gewissheiten enden.“

Nach Hamlets Rückkehr nach Helsingör teilt ihm in einer nächtlichen Erscheinung aus dem Fegefeuer sein Vater mit, dass ihm sein eigener Bruder getötet habe, indem er ihm, als er schlief, Gift ins Ohr träufelte, und der Sohn solle ihn rächen. Hamlet ist aufgewühlt, jedoch auch voller Zweifel: + Ist es tatsächlich der im Fegefeuer leidende Vater? Luther sagt: Das steht nicht in der Bibel und existiert daher nicht.

+ Will der Teufel in Gestalt des Vaters als Versucher mich zur schweren Sünde einer persönlichen Rache verleiten? Doch: „Mein ist die Rache“, spricht Gott.

+ Der Staat verbietet Selbstjustiz und will sie durch eigne unparteiische Strafverfolgung ersetzen.

+ Oder sind solche Geistererscheinungen das Produkt einer überhitzten Phantasie, wie Skeptiker heute das Hexenwesen kritisch beurteilen – meiner Phantasie?

Er zögert: *Ich will Gründe, die sichrer sind.* (II,2)

Familienaufstellung

In Helsingör hat seine Mutter Gertrud nach ihres Gatten Tod den Nachfolger auf dem Thron, Claudius, des Gatten Bruder, geheiratet, ihren Schwager also und Hamlets Onkel. Das geschah, was Hamlet empört, nach nur zwei Monaten: *O abgrundüble Hast ... o Gott, ein Vieh, dem's an Vernunftbegabung fehlt, hätt' mehr getrauert!* (I,2) Nach Ablauf des obligaten Trauerjahrs wäre die Heirat wohl kein Problem gewesen, nun aber tobt in ihm eine maßlose Wut auf die Mutter.

Die Ehe ist zudem anrücklich, wird als Inzest gewertet, doch angesichts drohender Kriegsgefahr und der Führungsqualitäten des Claudius als zweiten Sohns des Königs wird vom Staatsrat die Ehe befürwortet. (Ob zwischen Claudius und Gertrud zuvor eine erotische Beziehung bestanden hat, ist dem Text nicht zu entnehmen.)

Beim Staatsakt bringt der neue König souverän gleich das Problem der Heirat aufs Tapet und er-

weist sich in einer stolzen Eröffnungsrede als Monarch von Format. Doch verachtet Hamlet ihn, nennt ihn, verteilt übers Stück, *Schuft, Lump, Königskasper, entmensch- verrätlich-gnadlos-geiler Bock. Beutelschneider von Macht, Thron und Reich.*

Aufschlussreich ist, dass sein Hass auf König und Mutter erfolgt, noch bevor er erfährt, dass sein Vater vom eignen Bruder ermordet worden ist. Dabei bekennt der Vater, dass er selbst wegen schwerer Sündenschuld im Fegefeuer entsetzliche Qualen verbüßen müsse. Dies hält den Sohn jedoch nicht ab, den Vater in demselben Übermaß zu glorifizieren, in dem er dessen Bruder Claudius herabsetzt. Er hält der Mutter bei einer wüsten Auseinandersetzung ein Bildnis vor, das beide Brüder zeigt:

*Schaun Sie auf dieses Bildnis, und auf dies,
Das lebenswahre Abbild von zwei Brüdern,
Schaun Sie die Anmut, die auf dieser Stirn war,
Apollos Locken, Zeus' ureigne Stirn,
Ein Blick wie Mars, zu drohen und zu befehlen,
Die Haltung wie Merkur, der Götterherold ...
Das war Ihr Gatte. Schaun Sie nun, was folgt.
Hier ist Ihr Gatte, wie 'ne Mehltau-Ähre,
Brandig dem eignen Bruder.* (III,4)

Man muss sich nicht Freud anschließen, der 1942 in seinem Essay *Psychopathische Personen auf der Bühne* Hamlets Verklärung des Vaters und Hass auf die Mutter mit seinem Konzept des Ödipus-Komplexes erklärt (das heute ad acta gelegt ist). Gleichwohl bietet die Psychoanalyse ernsthafte Aspekte zur Deutung:

+ Hamlets extreme Vaterbindung.

+ Sein Hass auf die Mutter, bei dem eine schwer zu entziffernde Mutterbindung verborgen ist.

+ Hamlets Leibfeindlichkeit und Abscheu gegen Sexualität, wie sie sich in der Auseinandersetzung mit der Mutter ausdrückt, in der er den Sex der Mutter mit Claudius mit den widerwärtigsten Formulierungen beschreibt: *Ranzig im Schweißdunst eines schmierigen Bettes, / Schmorend im Schleim, süß keuchend sich bespringen / Überm Dreckschweinekober.* (III,4)

+ Hamlets Frauenfeindlichkeit, injiziert vom Vater. In dessen Geisterauftritt (I,5) wirft dieser seiner Ehefrau vor, den ehelichen Treueschwur gebrochen zu haben, weil sie nach seinem Tod sich wieder verheiratet habe, noch dazu mit dem Bruder, für den er nur Worte der Verachtung findet (die der Sohn prompt vom Vater übernimmt). Hamlets eigne Misogynie spitzt die Vorwürfe gegen die

Mutter zur universellen Sentenz zu: *Frailty, your name is woman – Schwachheit, dein Name ist Weib.* (I,2) *Frailty* ist abgeleitet vom altfrz. *fraileté*. Wieland in seiner Übersetzung von 1761 gibt es treffend wieder als „Gebrechlichkeit“. Das Oxford English Dictionary definiert *frailty* als „moral weakness; instability of mind; liability to err or yield to temptation“. Es geht also nicht um die naturbedingte körperliche Unterlegenheit der Frau gegenüber dem Mann, sondern um ihre grundsätzliche moralische Minderwertigkeit.

+ Wegen seines Zauderns bei der Umsetzung seines Racheauftrags ergeht Hamlet sich in Tiraden der Selbstbeschimpfung – und benutzt dazu Ausdrücke der verachtenswertesten Weiblichkeit: *Dass ich, Sohn eines umgebrachten lieben Vaters, / Muss wie 'ne Hur' mein Herz befrein mit Worten / Und mich aufs Fluchen legen wie 'ne Schlampe, / Ein Küchenweib! Pfui drüber!* (II,2)

In die Fänge dieses intellektuellen und charakterlichen Ungeheuers gerät nun die schüchterne Ophelia. Andre haben bei ihr schon vorgearbeitet. Ophelias Unglück resultiert aus ihrem Verhältnis zu den Männern. Da ist zum einen ihr Vater Polonius, Berater des Königs, ein selbstgefälliger Spieß, der die Tochter zeitgemäß patriarchalisch-autoritär traktiert. Er zweifelt an Hamlets Aufrichtigkeit, betrachtet die Sache wie ein Bankgeschäft und belehrt die Tochter: *Nimmst seine Mittel gar für bare Münze statt / Für ungedeckte Wechsel. Geh, vermittel dich / Zu besserm Kurs!* (I,3); greift weiter zu militärischen Metaphern: *Tu seltners Tor auf deiner Herzensfestung, / Um höhern Preis verhandel nur vom Söller, / Statt auf Befehl die weiße Fahn' zu hissen!* Er verbietet ihr, ab jetzt auch nur ein Wort zu wechseln mit Prinz Hamlet. / *Nun geh deiner Wege! Ophelia: Ich werd gehorchen, Vater.* (I,3)

Wie der Vater, so der Sohn Laertes. Bei der Abreise zum Studium nach Paris verabschiedet er sich von der Schwester. Statt liebevoller Worte gibt er ihr nur altkluge Belehrungen: Sie solle Hamlets Avancen als *Modespiel, als heißblütige Laune (nehmen) / Ein Veilchen im früh jüngsten Lebenslenz* (I,3), und garniert seine 32 Verse lange salbadernde Rede mit metaphorischen Sumpfb Blüten: *Die wahrhaft Keusche ist schon freizügig, / Wenn sie dem Mond nur ihre Schönheit zeigt. / Die Tugend selbst entgeht Verleumdung nicht. / Der Wurm zernagt des Frühlings Sprösslinge / Gar oft, noch eh ihr Knospen recht erblüht.* (I,3) Ophelia verspricht (immerhin mit leiser Ironie): *Ich werd dies schöne Predigtwort als*

Wächter / Vors Herz mir legen, mahnt ihn aber, sich auch selbst daran zu halten, worauf er großspurig erwidert: *O fürcht mal nicht um mich.* Der Vater freilich fürchtet Einschlägiges, schickt ihm einen Spitzel hinterher und bläut diesem über 70 Verse lang ein aufzupassen, ob der Sohn nicht allzu häufig die Kneipen und gar Bordelle der Stadt frequentiert, und es ihm dann melden. (II,1)

Spitzeleien, modern: Lauschangriffe, sind bei der unentwegten Rivalität der Höflinge um Herrschergunst und Privilegien allgegenwärtig, in Helsingör wie an allen Fürstenhöfen. Davon ist das Stück durchseucht. Typisch dafür ist die klaustrophobische Atmosphäre des Stücks, das fast ausschließlich auf dem Schloss und dazu oft bei Nacht spielt.

*Man wird nicht als Frau geboren.
Man wird dazu gemacht.
(Simone de Beauvoir)*

Ophelia zwischen den Männern. Seit etwa vierzig Jahren hat die feministische Literaturwissenschaft den zwanghaften (Männer-)Blick von Hamlet weggerückt und auf Ophelia hingelenkt. Obwohl ihr nur wenige Szenen gewidmet sind, spielt sich mit ihr die wahre Tragödie ab.

Die Welt des Königshofs ist eine Männerwelt, die Frauen fungieren als Spielfiguren der Männer. Sie haben keine Monologe, in denen sie ihre Gedanken und Gefühle ausdrücken. Ophelia wird es erst im Zustand des Wahnsinns tun. Frank Günther hat in seinem Essay zum *Hamlet* das Stück mit einem Spiegelkabinett verglichen, ausgestattet jedoch mit Vexierspiegeln, welche die Personen nicht als getreue Abbilder ihrer selbst, sondern nur verzerrt erscheinen lassen: als Projektionen der Männer. Shakespeare hat durchaus starke Frauengestalten geschaffen, z.B. Julia, Lady Macbeth, Cleopatra, Viola (*Was ihr wollt*), Rosalind (*Wie es euch gefällt*), Volumnia (*Coriolan*), Beatrice (*Viel Lärm um nichts*), Isabella (*Maß für Maß*), Portia (*Kaufmann von Venedig*). Anders jedoch die Frauen im *Hamlet*. Sie haben kein eignes Ich. Ophelia taugt allenfalls als Köder.

*Zu der Zeit, lass ich meine Tochter auf ihn los. /
Sei'n Sie mit mir dann hinterm Vorhang, /
Sehn Sie das Treffen an!
(Polonius zum König, I,3)*

Hamlet hat ihr seine Liebe bekundet: *Ophelia: Vater, er hat sein Lieben mir gezeigt / nach Ehr und Etikette / Und hat sein Wort beschworn, / Mit beinahe jedem heiligen Eid des Himmels.* (I,3) Er hat ihr auch Geschenke gemacht. Polonius weist sie an, sie zurückzugeben. Er und der König planen einen Lauschangriff mit Ophelia als Lockvogel.

Davon wissen freilich weder Ophelia noch Hamlet. Die Lauscher hören Hamlet kommen und ziehen sich zurück. Bevor Ophelia kommt, stellt Hamlet aber die Seins-Frage: *To be oder not to be?* (III,1)

Exkurs zu Hamlets Monolog

Dieser Monolog hat unzählige Interpretationen gefunden, weil er so tiefsinnig wirkt, es aber nicht ist. Frank Günther hat ihn in seinen „Anmerkungen zum Text“ (S. 339 ff.) so akribisch wie pietätlos analysiert (Philologie ist erbarmungslos):

+ Er ist literarisch schlecht gemacht, weil Hamlet redselig dreimal dasselbe sagt, nur mit andern Worten; zudem sind die Sinnabschnitte logisch nicht gut verbunden.

+ Es ist nicht klar, was er überhaupt will. Er spricht vom Sterben, was auf einen Suizid hinausläuft.

+ Doch warum? Will er sich umbringen, weil er seinem Racheauftrag sich nicht gewachsen fühlt? Aber davon ist keine Rede. Hingegen führt er als Grund (und dies mehrfach) alle Übel der Welt auf, die mit einem Suizid zu beseitigen wären – Selbstüberschätzung eines jungen Mannes.

+ Weiterhin: Vom Selbstmord hält ihn ab die Furcht vor dem, was nach dem Tod kommen mag. Das ist das eine. Das andre ist des *Gedankens Blässe*, welche die *angeborene Farbe der Entschlusskraft überkränkelt* und die Tat lähmt. Das ist die Gedankentiefe von Montaigne, den Shakespeare kennt (1603 übersetzt von John Flirio): „Wer alle Umstände und Folgen bis ins Tiefste prüft, verhindert seinen eignen Entschluss.“ Triviale Jenseitsfurcht und philosophischer Tiefsinn passen freilich nicht recht zusammen.

+ Zu schlechter Letzt: Aus dem Text ist nicht ersichtlich, ob die Lauscher den Monolog, in dem Hamlet sein Innerstes offenbart, mit anhören. Das unmittelbar folgende Gespräch mit Ophelia hören die Lauscher zweifelsfrei mit, folglich muss das auch bei dem Monolog der Fall sein. Aufgrund dieser Unklarheit ist eine schlüssige Interpretation der Monolog-Szene nicht möglich. Dazu gleich mehr.

Dass so viel Ungezogenheit gut durch die Welt kommt, daran ist die Wohlerzogenheit schuld.
(Marie von Ebner-Eschenbach)

Unmittelbar danach kommt es zum Dialog mit Ophelia. Verglichen mit der ersten Begegnung beider, ist dieser Auftritt Hamlets ein Tritt unter die Gürtellinie. Auf Geheiß ihres Vaters bittet Ophelia ihn, seine Andenken an ihn zurückzunehmen; er behauptet, ihr nie solche gegeben zu haben, doch sie beharrt: *My Lord, Sie wissen doch recht gut, Sie taten's. / Und dazu Worte, so süß hingehaucht, dass dran / Die Dinge reicher wurden.* (III,1)

Seine Reaktion ist anzüglich, obszön:

Hamlet: Ha, ha! Sind Sie sittsam?

Ophelia: My Lord?

Hamlet: Sind Sie schön?

Ophelia: Was meint Euer Ehren?

Hamlet: Dass, wenn die sittsam und schön sind, Ihre Sittsamkeit keinen Umgang mit Ihrer Schönheit gestatten sollte. (...) Denn die Macht der Schönheit verwandelt dreimal eher die Sittsamkeit in ein Hurenluder, eh die Macht der Sittsamkeit eine Tugendfee aus der Schönheit macht.

Er treibt es bis zur Infamie:

Hamlet: Ich habe Sie mal geliebt.

Ophelia: Allerdings, my Lord, Sie machten mich das glauben.

Hamlet: Sie hätten mir nicht glauben sollen. (...) Ich habe Sie nicht geliebt.

Ophelia: So mehr wurd ich betrogen.

Hamlet: Schaff dich in ein Kloster! (Get thee to a nunnery!)

„Nunnery“ ist ein Nonnenkloster, im Männerjargon meint es „Bordell“ – spätestens seit Boccaccios *Decamerone* ist bekannt, was in Klöstern neben „Ora et labora“ sonst noch getrieben wurde.

Diese Szene stellt die Interpreten vor ein unlösbares Problem. Aus dem Fortgang geht eindeutig hervor, dass der König und Polonius diesen Dialog (samt Hamlets Monolog) mitangehört haben müssen. Einige interpretieren Hamlets Verhalten so, dass er deshalb gegenüber Ophelia wieder den Wahnsinnigen mimt. Die Frage ist aber: Weshalb die Obszönitäten? Denn bei der ersten Begegnung, wo er den Wahnsinnigen mimt, kommt er ohne sie aus. Das ist eine gravierende logische Unstimmigkeit im Stück, und all die unzähligen Erklärungsversuche lösen sie nicht auf. Das Stück fasziniert durch die Widersprüchlichkeit seines Protagonis-

ten, leidet aber auch, wie Günther einräumt, an handwerklichen Fehlern.

Zur Szene der Theateraufführung (III,2). Eine Theatertruppe ist eingetroffen, und Hamlet engagiert sie für seinen Plan, den er „Mausefalle“ nennt. Sie soll ein Stück spielen, in dem dargestellt wird, wie einem schlafenden König ein tödliches Gift ins Ohr geträufelt wird – ganz so, wie Hamlets Vater dem Sohn den Mordanschlag auf sich enthüllt hat. An der Reaktion des Königs will Hamlet erkennen, ob Claudius schuldig ist.

*Sei du so keusch wie Eis, so rein wie Schnee,
sollst der Verleumdung nicht entgehn.
(Hamlet zu Ophelia, III,1)*

Versammelt zur Aufführung ist der ganze Hof. Gertrud bittet ihren Sohn, bei ihr Platz zu nehmen, doch zieht es ihn zu Ophelia. Es entspinnt sich folgender Dialog:

Hamlet (legt sich zu Ophelias Füßen): Fräulein, soll ich mich in Ihren Schoß legen?

Ophelia: Nein, my Lord.

Hamlet: Ich meine, den Kopf an Ihrem Schoß.

Ophelia: Ja, my Lord.

Hamlet: Sie meinen, ich hätte etwas Anschößiges gemeint?

Ophelia: Ich meine gar nichts, my Lord.

Hamlet: Ich meine, schön wär's, zwischen Mädchenbeinen zu liegen.

Ophelia: Was ist, my Lord?

Hamlet: O nichts ist, ein gedankliches Loch.

Ophelia: Sie sind witzig, my Lord.

Hamlet: Wer, ich?

Ophelia: Ja, my Lord.

Diese Szene, welche die gesamte Hofgesellschaft mitbekommt, ist äußerst kompromittierend für Ophelia. Infam ist Hamlets Wortwitz mit *nichts* (*nothing*). Nach einem Kalauer jener Zeit bedeutet „nothing“ die Abwesenheit des Phallus und bezieht sich auf die Scheidenöffnung – eine ausgesuchte Abgefemtheit. (Günther, S. 390)

Er geilte sich weiter auf. Nach Theaterbrauch wird der Inhalt des Stücks, der Giftmord am schlafenden König, durch eine Pantomime vorgestellt. Ophelia begreift natürlich nicht, was sie bedeuten soll:

Ophelia: Was meint das, my Lord?

Hamlet: Je nun, das sind muschelige Malefizigkeiten.

Ophelia: Vielleicht zeigt die Szene die Handlung des Stücks an.

(Der Prologsprecher tritt auf.)

Hamlet: Wir werden's von diesem Burschen erfahren.

Ophelia: Wird er uns beibringen, für was diese Darbietung (show) gut war?

Hamlet: Ja, – oder gleich welche Darbietung (show), die Sie ihm darboten (show). Also bieten (show) Sie ihm ungeniert (not ashamed) was dar, und er bringt Ihnen ungeniert bei, für was das gut ist.

Ophelia: Sie sind gemein, Sie sind gemein. Ich will das Spiel hören.

Die Obszönität liegt im Spiel mit dem Wort *show*, das damals wie *shoe* klang, und der Schuh war im Slang eine Metapher für die Vagina. Ophelia versteht die Anspielung und weist sie empört zurück. Sie nennt Hamlet *naught*, und das Oxford Dictionary definiert es für das damalige Englisch als „wicked, ignoble“ (unedel, gemein, böseartig).

The rest is madness. (V,2,361, corrected)

Danach verschwindet Ophelia aus der Handlung, kehrt wieder als geistig Umnachtete. Sie singt:

Woran erkenn ich nur dein Lieb

Von einem andern Mann?

Mädlein, er ist tot und fort,

Tot und fort allein,

Überm Haupt ein Rasen grün,

Überm Fuß ein Stein. (...)

Hei, morgen ist Sankt Valentins Tag

In aller Morgenfrüh beizeit,

Und ich, 'ne Maid am Fenster sag,

Dein Valentinslieb bin ich heut.

Da kriegt' er Schneid, zog an sein Kleid,

Zog auf die Kammertür,

Ließ rein die Maid, die rein als Maid

Niemals mehr kam herfür.

(Nach der Sage wird der erste Mann, den ein Mädchen am Valentinstag erblickt, ihr Bräutigam.)

Ihre Phantasie verirrt sie sich in Obszönitäten:

Bei Jessas und Sankt Jemineh,

Pfui, pfui, die Schmach und Schand,

Es tut's ein Mann, so jung er's kann –

Beim Schwanz (cock), allerhand!

Sie sprach: „Eh mich hast flachgelegt,

Hast mir die Eh' versprochen.“

Er antwortet:

„Beim Sonnenlicht nähm ich dich auch,

Wärst nicht in mein Bett gleich gekrochen.“

*Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken –
er starb zwar nicht daran, aber entartete, zum Laster.
(Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse)*

Aus dem Fessellosen des Wahnsinns dringt das unterdrückte sexuelle Begehren hervor. Aber nicht nur dies: Es ist ihre weibliche Identität, ihr Ich, das durch die Mauern des ihr vom patriarchalen Zwang aufgezwungenen Kerkers verzerrt durchbricht. Und es ist die Verzweiflung über eine verhöhlte Liebe, eine Liebe, zerbrochen durch Hamlets Misogynie. Es steckt dahinter das christlich-neurotische Spaltungsschema, nach dem sich Männer die Frau entweder als Madonna oder Hure vorstellen. So auch Hamlet, der Ophelia einmal zum *Himmlischen und Göttlichen meiner Seele* verklärt (II,2), dann mit Obszönitäten erniedrigt.

In ihrer geistigen Umnachtung irrt Ophelia umher, geschmückt mit Blumen, erklimmt eine Trauerweide über einem Bach, stürzt hinein, ertrinkt. Dies wird nicht szenisch dargestellt, sondern von der Königin berichtet (IV,7):

*'s wächst eine Trauerweide übern Bach geneigt,
Die grau ihr Blattlaub zeigt im Glitzerstrom.
Draus Kränze flocht sie phantasievoll mit Hahnenfuß,
Taubnessel, Maßlieb, Knabenkraut ...
Dort auf die fallnden Zweige stieg sie hoch, als
heimtückisch ein Ast
Brach, und hinab fiel ihre Kranz-Trophäe
Samt ihrer selbst in den weinenden Bach.
Ihr Kleid blies weit sich auf und meerfrauengleich
Trug es sie hin, derweil sie Fetzen sang
Von alten Liedern, wie begriffsunfähig
Für ihre eigne Not, ja wie ein Wesen
Dort heimisch und hineingeboren in
Dies feuchte Element. Doch lange konnt's nicht gehn,
Bis dass ihr Kleid, schwer satt vom Wassertrunk,
Das arme Kind vom Liebesliederträllern
Hinunterzog in schlammig-schwarzen Tod.*

Hier ist eine weitere Unstimmigkeit im Stück, denn dieser Monolog ist dramaturgisch funktionslos. Die Königin berichtet gleichsam als Augenzeugin, doch kann das nicht sein, sonst wäre Ophelia gerettet worden. Manche Interpreten vermuten einen Suizid, was im Text aber nicht belegt ist. Die Königin spricht von einem Unfall – beschönigt sie damit einen Suizid? Doch kann sie weder das eine noch das andre wissen. Allerdings wird Ophelias Tod als zweifelhaft angesehen, denn sie sollte, wie der das Totenamt besorgende Priester mitteilt, auf ungeweihtem Grund bestattet werden, hätte nicht der König mit einem *Machtwort das Kirchenrecht entkräftet*. (V,1)

Obwohl mit der Handlung logisch nicht verbunden,

ist der Monolog der Königin von suggestiver Emotionalität und unwiderstehlicher Schönheit – ein weltentrückter Solitär in diesem von Tiraden überladenen Stück. Warum macht Shakespeare das?

Er hat Ophelia nur wenige Szenen, fünf von fünf- undzwanzig, gewidmet. Dies nicht aus Desinteresse, sondern um zu zeigen, dass Ophelia in der Männerwelt des Hofes als Frau keine Rolle spielt, kein eignes Subjekt, sondern Objekt der Männer ist. Dennoch wird sie zur eigentlichen Gegenspielerin Hamlets. Im Monolog der Königin hat Shakespeare ihr ein Denkmal gesetzt.

*Schon über tausend Jahre treibt Ophelia
Als weißer Traum im schwarzen Fluss dahin.
(Arthur Rimbaud, Ophelia)*

Ophelia, blumengeschmückt im Wasser treibend – eine Ikone. Delacroix hat es in seinem Gemälde *La mort d'Ophélie* von 1838 vorgegeben, die Präraffaeliten sind ihm gefolgt, Rimbaud, Heym, Brecht haben morbide Gedichte über sie geschrieben, Berlioz, Strauss, Schostakowitsch Klänge ersonnen.

Ophelia – eine Männerphantasie. Der Philosoph Gaston Bachelard hat 1938 in seinem Essay *L'eau et les rêves* (dt. *Das Wasser und die Träume*, 1994) die Begrenztheit des psychoanalytischen Konzepts gezeigt und diese Phantasmagorie von Weiblichkeit, Wahnsinn, Sexualität, Wasser, Auflösung, Tod als Ophelia-Komplex benannt: „Der Tod des Wassers macht nachdenklicher als der Tod der Erde: Das Leid des Wassers ist endlos.“ Eine so beklemmende Klage wie die beiden einsilbigen Worte der Königin gibt es nirgendwo bei Shakespeare:

QUEEN
*Till that her garments, heavy with their drink,
Pull'd the poor wretch from her melodious lay
To muddy death.*
LAERTES
Alas, then she is drown'd.
QUEEN
Drown'd, drown'd.

EPILOG

*Als ihr bleicher Leib im Wasser verfaulet war
Geschah es (sehr langsam), dass Gott sie allmählich
vergaß
Erst ihr Gesicht, dann die Hände und ganz zuletzt
erst ihr Haar.
Dann ward sie Aas in Flüssen mit vielem Aas.
(Brecht, Vom ertrunkenen Mädchen)*

Franz Schandl

Die Nichtung der Leugner

Anmerkungen zur Misere der Vokabulatur (III)

Worte steigen auf und Worte steigen ab. Gelegentlich steigen sie auch um, verlassen ihren Rayon, ufern aus, erhalten neue Bedeutungen. Gelegentlich vollziehen sie wahrhaft monströse, ja abwegige Verwandlungen.

Den *Leugner* kannten wir bisher als „Auschwitz-Leugner“. Inzwischen ist die Figur in Serie gegangen. Es gibt derer viele: *Klima-Leugner* etwa, *Corona-Leugner*, *Wissenschafts-Leugner*. Weitere werden aufpoppen. Wir haben es dabei mit einer folgenschweren Enteignung des Antifaschismus und seiner Essentials zu tun. Allesamt wurden sie gekapert und okkupiert. Zweckentfremdet treten sie heute als Versatzstücke herrschaftlicher Diskreditierung in Erscheinung. Ein genügsam wie gehorsam gemachtes Publikum aus Hörigen folgt artig diesen Botschaften. Manche apportieren fleißig Sequenzen, um ihre An- und Aufgeschlossenheit unter Beweis zu stellen, um zu zeigen, dass sie dazugehören. Renitente Delinquenten landen hingegen am Scheiterhaufen der Denunziation. Vielfach gehen diese Rechnungen auch auf. Und es ist gar nicht eine konservative Rechte, es ist eine aufgeladene (links)liberale Mitte, die diese Vokabulatur bedient. Denn links von ihnen gibt es nur noch Rechte.

Der Terminus ist zu einer anhaftenden Markierung geworden, die man nicht so leicht wieder loskriegt. Bezeichnet das Verb „leugnen“ noch einen behaupteten Sachverhalt, so spricht das Substantiv „Leugner“ von einem notorischen Täter oder derer auch gar viele, von einer „Leugnerszene“ ist die Rede. Zweifellos liegt hier ein fundamentaler Unterschied vor, geht es doch nicht darum, etwas als *falsch* zu bezeichnen, sondern die *Falschen auszumachen*. Und zwar in doppeltem Wortsinn! Der Leugner, das wissen wir seit dem „Auschwitz-Leugner“, ist eine Unperson schlechthin. Was dort Sinn macht, wird anderswo böseartig. Tatsächlich geht es um die Ausstellung von Tickets. Steht jemand gar auf dem Index? Ist ein Blick auf Wikipedia oder Correctiv fällig?

Es ist ja durchaus richtig, dass Impfgegner (wie Impf-
fanatiker) und Klimawandelskeptiker (wie Klimaak-

tivisten) mitunter einigen Unsinn erzählen, dass deren Anti manchmal nicht weniger irr ist als das Pro des narkotisierten Mainstreams, dass sich unter den Inkriminierten auch Idioten, Obskuranten und Nazis befinden. Wie könnte es auch anderes sein in diesen wirren Zeiten diverser Krisen und Umbrüche? Das gilt es zu benennen. Aber darum geht es hier nicht. Es geht um die pauschale Punzierung von Abweichung, damit Rechtgläubige gegen Ungläubige vorgehen können. Es herrscht ein Generalverdacht, ein Schisma wird errichtet. Dieser schwer-religiöse Identitätswahn hat jede Differenzierung hinter sich gelassen. Es geht um Ausschluss. Um Rufmord. Um Exkommunikation. Um Nichtung.

Denn Leugner leugnen den vorgeschriebenen Konsens. Es gilt aber nichts zu leugnen, sondern zu bekennen. Wer nicht hörig ist, darf auch nicht mündig sein. Werden solche Frontlinien gezogen, dann ist sogleich der Vorwurf ein Verschwörungstheoretiker zu sein, naheliegend, ebenso der der Querfront, der Relativierung, der Verharmlosung. Die antifaschistische Terminologie erscheint in neuem Gewand auf fast beliebigem Terrain. Die Installierung diverser Missgriffe leistet gute Dienste in einem üblen Spiel. Es gilt Meinungsdictate zu setzen und Meinungsdelikte zu ahnden. Es wird nicht hingesehen, es wird hingedroht. Kritik soll jedenfalls unsagbar werden.

Leugnen ist sowieso zwecklos. Es beweist lediglich die Schuld-Abwehr des Leugners. Faktenchecker gleichen modernen Inquisitoren. Hauptakteure sind die medialen Regimenter der Kulturindustrie. Der Inquisition ging es darum, Häresien aufzuspüren und zu bestrafen. Der richtige Glaube nutzte ein subtiles Gerichtssystem, das im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit mit grausamen Methoden wie Folter und Todesstrafe vorging. Was heute Verschwörungstheorie oder Fake heißt, das waren damals Blasphemie und Magie. Hexenhammer und Hexenverbrennung markierten da Höhepunkte. Aktuell erleben wir den Aufstieg einer neuen Dämonologie, die sich an allem und jedem vergreifen kann, das nicht spurt.

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz Druckerei BUTTONS4YOU e.U.

3400 Klosterneuburg

Auflage: 800

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela), Ilse

Bindseil (Berlin), Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la

Vega (Cordoba, Argentinien), Hermann Engster

(Göttingen), Lorenz Glatz jr. (Wien), Marianne

Gronemeyer (Friesenheim), Peter Klein (Nürnberg),

Paolo Lago (Verona), Massimo Maggini (Livorno),

Emmerich Nyikos (Mexiko-City), Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS/ABORICHTPREISE

3 Nummern-Abo (1½ Jahre) um 30 €

6-Nummern-Abo (3 Jahre) um 55 €

Sozialabo auf Anfrage.

Mitgliedschaft Trafoclub: 180 €/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Eins überweise etwa 10 € im Monat, 25 € im

Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will.

Infos und Anmeldung: redaktion@streifzuege.org

Probenummer gratis

Wir leben in finsternen Zeiten.

Für unsere Publikum heißt es, dafür zu sorgen, dass es uns ganz kontrafaktisch weiter gibt. Das ist nun keine Pflicht, sondern ein wechselseitiger Wunsch.

Wir bitten Euch also zum

Streifzüge TRANSPONSORING

Dieses funktioniert ganz einfach:

Eins überweise etwa 25 € im Vierteljahr, 40 € im Jahr oder irgendeinen anderen Betrag, den eins sich leisten kann und will. Optimal sind Daueraufträge, damit wir auch entsprechend kalkulieren können.

Natürlich wissen wir, dass sich einige finanziell fast gar nichts leisten können. Aber die meisten können sich schon was abknöpfen, damit alle an unseren Inhalten und Angeboten partizipieren können.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann, die/den bitten wir in den

TRA(ns)FO(rmatio)nsclub der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 180 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, halb- oder vierteljährlich.

Der TRAFO-Club bietet:

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Aktuelles Buch als Einstiegsgeschenk
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheurigen

Hunger

Petra Ziegler

269 Billionen Euro sind auf der Suche nach möglichst lukrativen Anlagemöglichkeiten. Die privaten Finanzvermögen legen global rasant zu. Beinahe neun Prozent Wachstum waren es 2024, nach ebenfalls starken acht Prozent im Jahr zuvor. Und was könnte eins nicht alles anstellen, um all die überflüssige Kohle noch zu vermehren. Die Rheinmetall-Aktie etwa verzeichnet ein Drei-Jahres-Plus von satten 982 Prozent. Mit äußerst positiven Aussichten. Bis zum ersten Halbjahr 2026 rechnet Rheinmetall-Chef Papperger mit einem Auftragsbestand von rund 120 Milliarden Euro. Dank der massiv gestiegenen Rüstungsausgaben der Nato-Staaten können die Produktionskapazitäten laufend ausgebaut werden. Somit bleiben die kriegstüchtigen Düsseldorfer auch in Zukunft ein relevanter Akteur in allen Bereichen – „zu Lande, zu Wasser, in der Luft und auch im Weltraum“, verspricht der Vorstandsvorsitzende des deutschen Technologiekonzerns.

Wer den aktuellen Verlockungen der Rüstungsindustrie widerstehen kann, findet aber auch *im grünen Bereich* lohnende Kapitalanlagen. „Die Assetklasse der erneuerbaren Energien bietet Investoren eine einmalige Chance, an den großen Megatrends der kommenden Jahrzehnte teilzuhaben. Mit dem steigenden Bedarf an grüner Energie, unterstützt durch technologische Innovationen und politische Rahmenbedingungen, entwickelt sich der Markt für erneuerbare Energien zu einem langfristig stabilen und renditestarken Investitionsfeld.“ Das *Private-Banking-Magazin* verweist dabei auf den wachsenden Energiehunger von Meta, Amazon und Co. Die ehrgeizigen Ausbauziele für regenerative Quellen, vielfach durch staatliche Subventionen unterstützt, lassen stabile Erträge bei äußerst geringem Risiko erwarten.

Die im Vorjahr weltweit neu installierte Kapazität erneuerbarer Energien – inklusive Atomkraft! – erreichte laut der Internationalen Energieagentur (IEA) mit rund 700 Gigawatt einen neuen Rekordwert. Auch der Stromverbrauch ist 2024 deutlich schneller gestiegen als in den Jahren davor. Ungebrochen wachsend bleibt die Nachfrage nach Erdgas, Öl und Kohle. Die IEA erwartet eine Verdreifachung des Strombedarfs allein von Rechenzentren für KI-Anwendungen und anderen Digitalisierungsprojekten in den nächsten fünf Jahren weltweit auf mehr als 150 Terrawattstunden: „Fest steht, dass der Stromverbrauch rasant wächst und den Gesamtenergiebedarf so stark antreibt, dass jahrelange Rückgänge in den entwickelten Volkswirtschaften umgekehrt wurden.“ Prognosen zufolge wird sich der Stromverbrauch bis 2045 weiter mehr als verdoppeln.

Leute, da ist kein Ende in Sicht. Der kapitale Appetit wächst und wächst und wächst. Ein Volumen von aktuell beinahe dem Dreifachen der globalen Wirtschaftsleistung bläht sich weiter auf und wer immer da nach gewinnbringenden Möglichkeiten sucht, muss (!) fündig werden. Ein jedes neue Feld, das sich irgendwo auftut, wird betoniert. Zuverlässig. Mit Regenwäldern, die nicht abgeholzt werden, lässt sich kaum Rendite machen. Mit der Bekämpfung des realen Hungers schon gar nicht. Laut dem letzten Report der Vereinten Nationen leiden weltweit über 700 Millionen Menschen an Hunger. Die Zahlen bleiben anhaltend hoch. Zu holen ist bei denen nichts. Die Nutzung von Waren und Dienstleistungen aller Art, der Konsum insgesamt muss laufend steigen. Vor allem im Luxussegment. Lohnzurückhaltung bei den Massen darf freilich dennoch erwartet werden. So findet der industriell erzeugte Fraß dann auch seinen Absatz, und überhaupt, wer billig kauft, braucht schnell wieder was Neues – und sei es zum Trost.